

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der tschechoslowakischen Republik.

Bezugsbedingungen:

Bei Zustellung ins Haus oder bei Bezug durch die Post:

monatlich Ks 16.—
vierteljährlich 48.—
halbjährig 96.—
jährlich 192.—

Zustellung von Manuskripten erfolgt nur bei Einlieferung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme des Montag täglich früh.

4. Jahrgang.

Samstag, 21. Juni 1924.

Nr. 145.

Die Krise des Fascismus.

Eben jetzt noch lag Italien zu Füßen des faschistischen Diktators, auch die Bourgeoisie der anderen Länder schwebte in der Bewunderung seiner Erfolge, und nun auf einmal sucht die Bourgeoisie von ihrem bisher so hochgefeierten Hecken abzurücken und alle aus Italien einlangenden Nachrichten sprechen dafür, daß Mussolinis Glanz in der Stimmung der Bevölkerung verblüht ist, ja noch mehr: daß der Fascismus in eine schwere Krise geraten ist, aus der er kaum heil hervorgehen dürfte. Eine rasche Wendung, bei der es aber ganz natürlich zugeht, und von der nicht gesagt werden kann, daß bei ihr Gottes Fügung im Spiele ist. Es ist das an dem sozialistischen Abgeordneten Matteotti verübte schändliche Verbrechen, das mit der Wucht eines Naturereignisses das Volksempfinden in seinen Tiefen aufgewühlt hat, und das im ganzen Lande so starke politische Gegenströmungen weckte, daß sich das faschistische Gewaltregime in seiner Existenz bedroht sieht. Mussolini selber war es, der diese Wirkung der faschistischen Untat vorausahnte. In der italienischen Kammer hat der Abgeordnete Delcroix, ein Kriegsheld, der im Kriege durch einen Kopfschuß an beiden Augen erblindet ist, eine aufsehenerregende Rede gehalten, in der er sagte, daß sich durch das Schicksal Matteottis alle ein wenig mitbedroht fühlen, und in der er dem Duce (Führer) sagte, der Augenblick sei gekommen, aus dem Sitorenstänken den härtesten Stab herauszuziehen, um mit diesem Stab die Knoten der Gewalt entzweizuhauen, die „geheilt“ war, solange das Vaterland ihrer bedurfte, die aber heute unangebracht ist und dem Vaterland unheilvollen Schaden zuzufügen droht. Nach ihm ergriff Mussolini das Wort und führte in seiner Rede aus, nur ein Feind von ihm, der durch lange Nächte an etwas Teuflichem geklügelt hatte, habe das Verbrechen erfinden und durchzuführen können. Daß Mussolini so sprach, daran war zu erkennen, er sei sich bewußt, das Gebäude des Fascismus müsse durch die Mordtat einen unheilvollen Stoß bekommen. Darum lehnte er auch Himmel und Hölle in Bewegung, der Urheber des Verbrechens habhaft zu werden, um einen Abstand zwischen ihm, zwischen der Idee des Fascismus und den Mördern Matteottis zu markieren.

Aber eben nur zu markieren, denn nicht ein empörendes sittliches und menschliches Gefühl ist es, das Mussolini jetzt so sprechen und handeln läßt, sondern die Besorgnis um die Erhaltung der Macht, von der er weiß, daß sie trotz der Stütze seiner dreimalhunderttausend Schwarzhemden auf schwankendem Grunde ruht. Matteotti ist nicht das erste Opfer des Fascismus; in den innerpolitischen Kämpfen seit der Stabilisierung der faschistischen Gewaltthronen wurden von ihm tausende Menschen getötet, hunderte in die Verbannung getrieben, zahllose sozialistische Vereine und Gewerkschaftshäuser geplündert und angezündet. Der Fascismus sucht seine Verbrechen gemeinhin mit den Ausschreitungen und Gewalttaten der Kommunisten, welche diese in den ersten Jahren nach dem Umsturz verübten, zu rechtfertigen, doch Mussolinis Ordnungsbanditen hausten mit derselben Bestialität auch gegen ungezählte Personen anderer Parteien. So wurde von ihnen die Wohnung des ehemaligen italienischen Ministerpräsidenten Ritti in Stücke geschlagen, er selbst mußte flüchten, und wie ihm erging es Hunderten anderen, die im Geruch demokratischer Bestimmung standen. In Turin wurden eines Nachts, einer wahren Bartholomäusnacht, gleich zwei Dutzend politische Gegner ermordet. Von Gewissensbedenken ist der Fascismus also nicht angekränkt.

Warum nun doch Mussolinis ostentativ zur Schau getragener Abscheu, warum die Krise des Fascismus als Folge dieses letzten in der Reihe der faschistischen Verbrechen? Die Verhältnisse in Italien haben sich geändert, die große Masse ist des Fascismus als Herrschaftsform im Staate überdrüssig geworden,

Deutschlands letzte große Chance

für die Aufnahme in den Völkerbund.

Berlin, 20. Juni. (Eigenbericht.) Der Korrespondent des Sozialdemokratischen Parlamentsdienstes in Genf hatte am Freitag eine Unterredung mit dem ehemaligen schwedischen Ministerpräsidenten Branting, in der er unter anderem um eine Auskunft darüber bat, wie ein Gesuch Deutschlands um Aufnahme in den Völkerbund behandelt werden würde. Branting betonte, daß der gegenwärtige Augenblick der günstigste sei. Auch im Völkerbundsrat stehe man einer Aufnahme Deutschlands sympathisch gegenüber. Ein Umschwung der öffentlichen Meinung in Frankreich und Belgien zugunsten einer Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund sei bereits zu verzeichnen. Allerdings müsse das Gesuch Deutschlands in voller Aufrichtigkeit und ohne jeden Vorbehalt unter Anerkennung des politischen Status quo eingereicht werden. Bei einer solchen Einstellung würde Deutschland ohne weiteres einen Sitz im Völkerbundrat bekommen. Große Bedeutung habe im Eventualfalle vor allem die Person des zukünftigen deutschen Vertreters. Das Vertrauen des Auslandes würde zweifellos nur ein Mann haben, der im Geiste des internationalen Vertrauens und der aufrichtigen Demokratie sein Amt übernehmen würde. Deutschland habe eine letzte große Chance, die es nicht unbenutzt vorübergehen lassen dürfe.

Deutschlands schwere Finanzkrise.

Berlin, 20. Juni. Der Vizepräsident der Reichsbank von Glasenapp sprach gestern bei dem deutschen Industrie- und Handelsstag in Nürnberg über die gegenwärtige Finanzlage Deutschlands und erklärte u. a., man dürfe sich keiner Täuschung hingeben, daß man sich in einer schweren Krise befinde. Die Schleier der Inflation seien gefallen und das Fehlen effektiven Kapitals werde jetzt offenbar. Die Reichsbank habe Geld, was sie konnte. Ihre Kapitalanlage in Wechselbilleten und Lombard ist von 452 Millionen am 30. November 1923 auf 2070 Millionen am 6. Juni 1924, also um etwa 1,6 Milliarden Goldmark gewachsen. „Jetzt aber“, sagte Glasenapp, „sind wir nahezu am Ende angelangt. Wir haben so gut wie keine Mittel mehr und müssen deshalb die Kreditkappe verhängen. Zur Zeit können 16,5 Millionen Pfund der deutschen Wirtschaft zur Verfügung gestellt werden, von denen etwa 11 Millionen jetzt bewilligt worden sind. Bis zur Neuordnung der Dinge können wir die Währung aufrecht erhalten. Es wird dabei auf einen starken Verkauf von Waren und Preisabbau hingewirkt werden müssen. Auf die Dauer können wir aber nicht auskommen und brauchen ausländische Kredite, die wir aber niemals vor Erledigung der Reparationsfrage erhalten können. Die grundsätzliche Annahme des Sachverständigenrats wäre daher geboten!“

Herriot hat das Vertrauen der Kammer.

Paris, 20. Juni. (1 Uhr 30 Min. früh.) Die Kammer hat mit 313 gegen 234 Stimmen der Regierung das Vertrauen ausgesprochen.

Matteottis Ermordung.

Die Opposition verharret auf dem Blase.

Eine Trauerfeier der Arbeiterschaft.

Rom, 20. Juni. Das interfraktionelle Komitee der Oppositionsparteien trat am Donnerstagabend neuerlich zu einer Sitzung zusammen und beschloß, daß jede Oppositionspartei nächste Woche in einer besonderen Sitzung die Lage prüfen sollte. Nach den Blättern werden die Oppositionsparteien den parlamentarischen Boden nicht verlassen. Die Arbeiterorganisationen fordern die Arbeiter auf, am 25. Juni eine Trauerkundgebung für Matteotti zu veranstalten.

Sympathiekundgebung der französischen Kammer.

Paris, 20. Juni. (Savas.) Die Abgeordnetenkammer stimmt mit den Stimmen der Linken gegen die Stimmen der Rechten für einen sozialistischen Antrag, in welchem dem Schmerz über die Entführung des italienischen Abgeordneten Matteotti Ausdruck gegeben, dieser politische Mord auf das Schärfste verurteilt und dem italienischen Parlamente die warmste Sympathie ausgesprochen wird.

Der Schweizer Nationalrat drückt sich.

Bern, 20. Juni. (Schweiz. Dep. Ag.) Der Nationalrat hat eine sozialistische Motion, welche die Absendung einer Sympathie-

kundgebung an das italienische Parlament anlässlich der Ermordung des Abg. Matteotti befürwortet, mit 14 gegen 38 Stimmen verworfen.

Hoersch bei Herriot.

Paris, 20. Juni. Ministerpräsident Herriot hat heute vormittag den deutschen Botschafter Dr. von Hoersch empfangen. Es ist möglich, daß Herr von Hoersch in den nächsten Tagen nach Berlin reist, um der Reichsregierung über die neue Situation Bericht zu erstatten. Ueber die heutige Unterredung ist wenig zu sagen, da es der Reichsregierung überlassen werden soll, die Mitteilungen zu machen, die sie für nötig hält. Es ist aber anzunehmen, daß hauptsächlich über das Meinungsabkommen gesprochen worden ist.

Herriots Reise nach London.

Paris, 20. Juni. Für die Reise Herriots nach London sind folgende Dispositionen getroffen: Herriot reist am Sonntag um 10 Uhr von Paris ab. Es werden ihn begleiten: Der Chef des Kabinetts des Außenministeriums Bergery, ferner der Dolmetsch des Obersten Rates Comerling und der Chef des Privatsekretariats Caponat. Herriot wird in London um 5 Uhr nachmittags ankommen und sich sofort nach Chequers begeben, wo er bis Sonntag 4 Uhr nachmittags verbleiben wird. Nach London zurückgekehrt, wird er am Grabe des unbekanntem Soldaten eine Palme niederlegen. Montag früh reist er nach Brüssel ab.

Der Umstand, daß kein finanzieller Beamter an der Unterredung mit MacDonald teilgenommen wird, macht es wahrscheinlich, daß die Frage der interalliierten Schulden gar nicht behandelt werden wird. Die Unterredung wird, wie bekannt, hauptsächlich folgende Fragen betreffen: Die politischen Vorbereitungen für die Anwendung des Expertenplanes, ferner die Rüstungskontrolle in Deutschland und die Frage der Sicherheit Frankreichs, namentlich unter dem Gesichtspunkt der Völkerbundautorität.

Smuts Niederlage.

London, 20. Juni. (M.) Aus den Ergebnissen der Wahlen in Südafrika geht hervor, daß die vereinigten Nationalisten und Sozialisten im neuen Parlamente eine Mehrheit von ungefähr 25 Stimmen haben werden. Die Blätter schreiben sehr anerkennend über General Smuts, dessen Partei nach 14 Regierungsjahren, seit dem Bestande des Parlamentes der Union selbst, zum erstenmal geschlagen wurde und zwar so, daß auch Smuts sein Mandat verlor. Der Staatssekretär für Kolonien Thomas sprach gestern abends im Parlamente über die Dankbarkeit und Anerkennung, zu der die britische Regierung für General Smuts verpflichtet ist.

in der stidigen Sumpfatmosphäre, in die kein frischer Hauch drang, das Giftkraut einer sich unfehlbar und unantastbar fühlenden faschistischen Hierarchie emporstob. Diese Hierarchie besetzte alle gutbezahlten Posten im Staate, die Würdigkeit für ein Amt wurde nach dem Grade der faschistischen Gesinnungstüchtigkeit, nicht nach den Fähigkeiten und der Ehrlichkeit des Bewerbers bemessen. Da gab es Millionen für faschistische Zeitungen und Spittel, es gab Millionen bei der Vermittlung von Deltakonzessionen, von Konzessionen für hunderte von Spielbanken und von sonstigen üblen Geschäften. Dem guten Bürger wurde schwall zumute; die Demokratie war erschlagen, aber das rettende neue System war noch weit schlimmer als das alte. Der staatliche Zwang, der auf der Bevölkerung lastete, hatte als letzte Frucht die Korruption gezeitigt. Das hatte viel böses Blut gemacht, ehe sich dieser Mord ereignete, der die Empörung hell auslodern ließ, denn Matteottis Ermordung wurde mit dem Treiben dieser raffgierigen Meute in Verbindung gebracht. Man erzählt sich in ganz Italien, daß Matteotti beseitigt wurde, weil er gegen die faschistischen Panamisten Material besaß, das er in der Kammer vortragen wollte, und um diese Absicht zu vereiteln, sei er unschädlich gemacht worden.

Mussolini ist dieser Umschwung in der Stimmung der Bevölkerung nicht unbekannt geblieben und deshalb hat er in letzter Zeit verführliche Lüge angeschlagen. Man hat viel

jein Strahlenglanz ist verblüht, das Rechts- und Freiheitsgefühl im italienischen Volke ist erwacht und sehnt die Demokratie herbei, welche allerdings durch das verantwortungslose Treiben der Kommunisten eine Zeitlang in Mißkredit geraten war. Solange der Fascismus von einer großen nationalen Idee getragen schien, solange seine Mannen als eine Miliz der Ordnung angesehen wurden, überlötete sein Nimbus alle moralischen Regungen bei der großen Menge und seine Gewalttaten wurden als eine notwendige Begleiterscheinung der Ordnungstifterei Mussolinis beurteilt. Die Reaktion erschien dem italienischen Bürger notwendig, als Italien von der Gefahr der Bolschewisierung bedroht wurde, doch dieser Zustand besteht längst nicht mehr, ohne daß aber der Fascismus sich veranlaßt gefühlt hätte, abzudanken. Der italienische Bürger fühlt sich durch das heutige Herrschaftssystem eingekengt und bedrückt, er mißtraut ihm daher, dies um so mehr, als sich in die faschistischen Gardien, wie dies noch stets bei solchen Bewegungen der Fall war, zahlreiche dunkle Elemente und fragwürdige Ehrenmänner eingeschlichen haben, die im Trüben zu fischen suchten. Unter dem Deckmantel des Patriotismus konnten sich ganze Scharen von Ehrgeizlingen, die hochkommen wollten, Geschäftemachern und Gaistlichen, die zu profitieren suchten, einmisten. Die Presse wurde bedrückt, jede selbständige geistige Regung erstickt, jede Kritik und Meinungsfreiheit gedrosselt, was wunder, daß sich

Rühmens gemacht von seiner letzten Rede, die als Einleitung einer inneren Friedensaktion angesehen wurde, aber die Triebfeder seines Handelns war doch nur die Vorsicht und die Ahnung, daß keinem Gewaltregime lange Dauer beschieden sein kann. Diese Einsicht hielt ihn, den Diktator, auch davon ab, mit dem Parlamentarismus vollends zu brechen. Er wußte, daß sein Regierungssystem Spannungen wecken müsse, für die ein Ventil offengehalten werden müsse, sollten gefährliche Explosionen vermieden werden. Darum suchte er ein Mittelband von Diktatur und Demokratie zu schaffen, suchte nach einer Form, die den Absolutismus mit der Konstitution, den Fascismus mit der Demokratie veröhnen sollte. Dieser Scheitler hat der Mord an Matteotti ein schmachliches Ende bereitet. Mussolini wütete: „Ein infames bestialisches Schicksal muß meine guten Absichten immer im letzten Augenblick durchkreuzen“, aber Mussolini irrt, nicht auf seine „guten Absichten“ kommt es an, sondern darauf, daß sich Diktatur, welcher Art sie immer ist, sich mit Demokratie nicht vertragen. Er hat die Geister gerufen, er wird sie nun nicht los. Wer Gewalt hat, kann nicht Frieden ernten. Gewaltmethoden können nimmer zur Freiheit führen. Mussolini hat sich über die Gebote der Demokratie brutal hinweggesetzt, die „Veröhnung“ mit dem von ihm entmannten Parlamente mußte eine Komödie bleiben. Ein kostbares Menschenleben mußte vernichtet werden, um diese Wahrheit sichtbar werden zu lassen.

Neue Formen der Marx- bekämpfung.

Dem Marxismus, der trotz der schon so oft erfolgten vollständigen Vernichtung immer wieder Leben zeigt, wird nun auf eine ganz neue Art und Weise zu Leibe gerückt. Hilf, was helfen kann ist der Leitfaden der Gegner des Sozialismus und da der Marxismus auch mit den wildesten Lügen und Verleumdungen nicht umzubringen war, wird zur Abwechslung einmal ein anderer Weg beschritten. Ein solcher Versuch wird augenblicklich in der „Süddeutschen Tageszeitung“ von einem Hofrat Dr. E. Ehlermann aus Dresden unternommen.

Man muß es dem Herrn Hofrat lassen: er verfährt in seiner Polemik gegen den Marxismus nicht in den Ton, der sonst in den Organen der Deutschvölkischen üblich ist; er zeigt auch, daß er sich doch mit den marxistischen Gedankengängen vertraut zu machen suchte und daß er der bekämpften Anschauung immerhin die Achtung nicht versagt. Ob der Herr Hofrat den Marxismus in seiner ganzen Gedankengröße erfaßt, ist natürlich wieder etwas anderes. Seine ruhige Polemik ist überraschend genug und es läßt sich auf Grund derselben doch wenigstens einigermaßen diskutieren.

Dr. Ehlermann findet, daß die richtige Stellung zum Marxismus zu finden, nicht einfach ist, da der Marxismus selbst nicht einfach ist, sondern zugleich Kritik, Wirtschaftsbüchlein, Wirtschaftsprogramm, Geschichtsphilosophie und sittliche Forderung ist.

„Der Marxismus“ — wir zitieren wörtlich — ist Kritik, Kritik am Kapitalismus. Und wenn man vorurteilsfrei diese auf sich wirken läßt, so kann man oft den Scharf sinn ihres Ueberbers bewundern. Die Ausführungen über die Anarchie der Produktion, über die Krisenwirtschaft, die periodische Zerstörung von Produktivkräften und Produkten usw. bedenken zweifellos Mängel der kapitalistischen Wirtschaftsform auf. Nur eins übersehen Marx: daß alle diese Mängel des Kapitalismus nur die „Defizits de ses vertus“ sind. Er übersieht seine gewaltigen Leistungen gerade auch für das Proletariat. Denn bisher hat noch keine Wirtschaftsform den wirklich schlechtest gestellten Volksschichten eine so hohe Lebenshaltung ermöglicht, wie gerade der vielgeschmähte Kapitalismus. Der Marxismus ist Wirtschaftstheorie. Eine Theorie, über die die Wissenschaft längst zur Tagesordnung übergegangen ist. Stammen muß man nur, daß ein so scharfer Kopf wie Marx zu einer Werttheorie gelangen konnte, die in immer weiteren Kreisen als völlig unheilbar erkannt wird.

Der Marxismus ist Wirtschaftsprogramm. Wenigstens behauptet er, es zu sein. Wenn man aber näher zuseht, findet man nichts als gähnende Leere. Expropriation der Expropriateure, Verstaatlichung der Produktionsmittel sind rein negative Forderungen. Richt einmal die Frage wird aufgeworfen, was denn nun der Staat mit dieser ihm über den Kopf stürzenden Last von Produktionsmitteln, die ungenutzt ja doch völlig wertlos sind, anfangen könne und solle. Ist der Marxismus schon als Wirtschaftsprogramm ein völliger Verfall, so steht es fast noch schlimmer mit seiner Geschichtsphilosophie. Es ist bekanntlich der historische Materialismus.

Aber der Marxismus ist auch sittliche Forderung. Und diese Forderung ist derart, daß niemand wagen darf, ihr zu widerstreiten: Unterordnung des einzelnen unter das Wohl der Allgemeinheit; die Forderung des „sozialen“ Denkens und Handelns. Kein Zweifel: wenn es

gelänge, diese Forderung in die Tat umzusetzen, dann wäre der furchtbare Abgrund geschlossen, der die gesamte Gegenwart zerreißt; der Arbeiter und Arbeitnehmer, Bürgerrecht und Proletariat wie feindliche Pole gegeneinander gestellt hat. Freilich, diese Forderung ist weder neu, noch dem Marxismus eigentümlich. Sie ist so alt wie das Christentum und dessen eigenes Eigentum. „Liebe deinen Nächsten als dich selbst.“ Freilich mit der Bewirkung dieser Forderung steht es immer noch traurig aus. Heute mehr als je. Sichtlich aber ist die Forderung sozialen Denkens eine der vornehmsten, die an den Menschen und an den Christen gestellt werden kann.

Ehlermann erklärt dann, daß neben diesem ausgesprochenen Programm mancherlei Unausgesprochenes läuft, das Aufmerksamkeit verdient. Vor allem ist es die Religionsfeindschaft, dann die Feindschaft gegen den bürgerlichen Staat, die schwächste unter den schwachen Seiten des Marxismus ist endlich sein Internationalismus, so erklärt Dr. Ehlermann, eine Hoffnung, ein Evangelium, ein Glaubensdogma. Diese Millionen sind erfüllt von Haß, zum mindesten von tiefstem Mißtrauen gegen das Bürgertum, denn in ihm erblicken sie ihren Bedrücker und Ausbeuter. Glaubt man wirklich, daß diese Millionen sich vom Marxismus abwenden werden, wenn das Bürgertum mit Schwertern und Speichen auszieht, den Marxismus zu zerschlagen? Das gerade Gegenteil wird notwendig erreicht.

Da es also nach Ehlermann mit der Gewalt nicht geht, welches Mittel soll dann angewendet werden, um die Massen dem Marxismus zu entfremden? Eine Staatsform, die ihnen zuverlässigen Schutz vor Ausbeutung sichert; eine Wirtschaftsform, die Schutz gewährt vor der zermalmenden Brandung des Konjunkturwechsels, das ist das Mittel, um den Marxismus zu zerschlagen.

Der Marxismus ist als Wirtschaftsprogramm ein völliger Verfall, er zeigt hier gähnende Leere. So dozieren Hofrat Ehlermann weiter oben. Und was will er? Eine Staatsform, die Schutz vor Ausbeutung gewährt und eine Wirtschaftsform in der es keine Krisen und keine Arbeitslosigkeit gibt. Abgesehen von der argen Verwechslung zwischen Staatsform und der Beschaffenheit des Staates — der Staat kann die Form der Monarchie haben und demokratisch sein, er kann die Form der Republik haben und wenig demokratische Einrichtungen besitzen, weshalb die Form noch nichts über die Wesenheit, die Beschaffenheit des Staates aussagt — kann und wird nur der sozialistische, also marxistische Staat, alle Ausbeutung abgeschafft haben, da diese nur mit der Beseitigung des Kapitalismus selbst verschwindet. Krisen und Arbeitslosigkeit können gleichfalls nur im sozialistischen Staat verschwinden sein, da dann die Produktion nicht mehr wegen des Profites, sondern einzig und allein für die Bedürfnisse der Menschen erfolgt und somit geregelt ist.

Die marxistische Forderung der Unterordnung des einzelnen unter das Wohl der Allgemeinheit, stellt Ehlermann als sittliche Forderung gleich der Forderung des Christentums: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Wiederum übersieht Herr Hofrat Ehlermann den fundamentalen Unterschied. Das christliche „Liebe deinen Nächsten“ ist eine rein geistige Idee, die die materiellen Verhältnisse, die Unterschiede des Besitzes der einzelnen Menschen nicht berücksichtigt. Heute, im erbitterten Kampf ums Einzeldasein, würde der als Rart angesehen werden, der das:

„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ in die Tat umsetze. Er müßte seine Wohnung an Wohnungslose abgeben. Der Kleider müßte er sich entledigen, kurz, da er Rot und Glend um sich sieht, müßte er alles Eigentum hergeben und dann hätte er seinen Nächsten geliebt wie sich selbst. Verlangt der Marxismus etwas Derartiges? Er fordert die Unterordnung des einzelnen unter das Wohl der Gesamtheit! Diese Forderung ist für ihn aber nicht vorwiegend eine sittliche, sondern vielmehr eine wirtschaftliche. Das Wirtschaftliche ist das Primäre, das Sittliche das Sekundäre. Die Marxisten wissen aber auch, daß die Forderung an und für sich nie zum Ziele führen würde, so wenig eben der christliche Moralsatz durch die ewige Wiederholung: „Liebe deinen Nächsten“ doch nicht um Haarebreite der Verwirklichung näher kommt. Ebenso gut kann der Mensch aufgefordert werden: „Fliege empor“. Und wenn diese Forderung durch Millionen Menschen millionenmal wiederholt wird, der Betreffende wird doch nicht fliegen können, es sei denn, er setzt sich in ein Flugzeug und steuert dasselbe empor. Der Marxismus sagt nun ebenfalls nicht: „Unterordne dich“, sondern er will die Gesellschaft ändern und so einrichten, daß sich jeder der Gesamtheit unterordnen muß. Auf wirtschaftlichem Wege wird keine sittliche Forderung zum ethischen Befehle. Das ist der Unterschied zwischen Marxismus und Christentum, und diesen Unterschied läßt Ehlermann ganz unberücksichtigt. Kein Wunder, daß er dann zu einem falschen Schlusse kommt.

Die parlamentarische Situation.

Prag, 20. Juni. Die Situation im Parlamente wechselt von Stunde zu Stunde und die allgemeine Signatur der Lage ist die Unsicherheit. Man weiß nicht, wie es um die Koalition steht und man weiß auch nicht, wie lange die Julisession dauern wird. Die Nachrichten und Gerüchte, deren es natürlich eine Menge gibt, widersprechen einander. Das eine scheint jedoch sicher zu sein: das Parlament bleibt bis tief in den Juli beisammen, um das restliche Arbeitsprogramm (Handelsverträge mit Holland, Italien und Dänemark, sowie neue finanzpolitische Vorlagen) zu erledigen.

Weiter scheint festzustehen, daß sich die Koalition wieder einmal geeinigt hat, wenn es sich auch nur um eine „Einigung darauf, daß wir uns einigen werden“, handelt. Das wird aber nicht verhindern können, daß die Krise bei der nächsten besten Gelegenheit wieder ausbricht, und so bleibt die politische Lage im Stadium der Unsicherheit stehen.

Zur Sicherung der auf dem Großgrundbesitz Beschäftigten

bildet Gegenstand einer Anfrage des Abgeordneten Genossen Uhl an den Ministerpräsidenten, den Minister für soziale Fürsorge und den Minister für Landwirtschaft. Die Arbeiterschaft empfindet es als einen schweren Mangel, daß ihren Organisationswesen eine Vertretung im Bodenamt bis heute nicht eingeräumt wurde. Im Auftrage vieler, in der letzten Zeit abgehaltener Land- und Forstarbeiterversammlungen, übernimmt Genosse Uhl Forderungen der Land- und Forstarbeiter, die sich auf die Sicherstellung der auf dem Großgrundbesitz Beschäftigten beziehen, an die genannten Minister.

1. Allen im Parlamente vertretenen politischen Parteien und den Organisationen der Arbeiter, Angestellten und Beamten ist im Bodenamt und allen mit der Bodenreform zusammenhängenden Ausschüssen und Körperschaften eine ihrer Stärke entsprechende Vertretung einzuräumen.

2. Der Staat hat alle in der Zeit der Uebernahme auf den beschlagnahmten Grundbesitzen Bodenstellen aller Kategorien definitiv zu übernehmen.

3. Der Staat hat jene, die beschlagnahmte Besitztümer in Pacht oder Eigentum zugeteilt erhalten, zu verhalten, die bis zur Uebernahme Beschäftigten definitiv mit zu übernehmen.

4. Ständige Arbeiter und jene Tagelöhner, welche den bisherigen Besitzer ständig zur Verfügung standen, sind, wenn sie nicht mehr beschäftigt werden, in ihrer weiteren Existenz vollständig sicherzustellen.

5. Als Mindestausmaß der Sicherstellung ist den pensionsberechtigten Arbeitern eine Jahresrente von 5.000 K zu gewähren.

6. Jenen Arbeitern, ganz gleich welcher Kategorie, ist, wenn sie sich mit einer Wertminderung einverstanden erklären, eine solche in folgender Höhe zu gewähren:

- a) Ledige bis zum 21. Lebensjahre für das erste Dienstjahr, ein Mann 3000 K, eine Frau 2500 K, für jedes weitere Dienstjahr, ein Mann 500 K, eine Frau 450 K. Ledige über 24 Jahre alte Männer 4500 K, jedes weitere Dienstjahr 650 K. Über 24 Jahre alte ledige Frauen 4000 K, jedes weitere Jahr 550 K. Verheiratete Witwer und Witwen für das erste Dienstjahr, ein Mann 6000 K, eine Frau 5500 K, für jedes weitere Dienstjahr ein Mann 1000 K, eine Frau 800 K.
- b) Die Wertminderung erhöht sich, wenn der Abfertigte Ernter eines Kindes oder eines erwerbsfähigen Verwandten ist, um 30 Prozent, für jedes weitere Kind oder erwerbsfähige Angehörige um 20 Prozent der Wertminderungsumme.

7. Eventuell entstehende Ueberbiedlungslosten sind in der vollen Höhe dem Ueberbiedelnden zu bezahlen. Sonstige mit der Ueberbiedlung zusammenhängende Auslagen sind ihm voll zu ersetzen.

8. Durch die Bodenauflösung darf die einheimische und ansässige Bevölkerung in ihrer Existenz in keiner Weise geschädigt werden.

Die Untersuchung gegen Klima. Abg. Lausitz richtete an den Justizminister eine Anfrage bezüglich der Strafangelegenheit gegen den Polizeidirektor von Přeburg, Ministerialrat Dr. Klima, in der es heißt: „Am 4. Jänner habe ich bei der Staatsanwaltschaft in Kaschau die Strafangelegenheit gegen Dr. Klima, Polizeidirektor in Přeburg, wegen des Verdachtes der Fälschung von Bestätigungen und Mißbrauchs der Amtsgewalt überreicht. Im Februar, bei der Einvernahme vor dem Untersuchungsrichter in Kaschau, habe ich eine Reihe von Belegen vorgelegt und Anträge auf Anhörung von Zeugen überreicht. Der leitende Staatsanwalt in Kaschau trug dem Untersuchungsrichter auf, bloß bezüglich einiger Teile der Strafangelegenheit die Untersuchung einzuleiten. In daß Angaben, die eine schmutzige Ausführung von Antiquitäten aus dem Schlosse des ehemaligen Grafen Clary in der Slowakei betrafen, keinen Gegenstand der Untersuchung bildeten. Dadurch entstand aber auch die Möglichkeit, Beweismaterial zu beseitigen, das im Falle unzulässiger Einleitung von Nachforschungen erhalten worden wäre. Nach der bisherigen Art des ganzen Verfahrens hege ich den begründeten Verdacht, daß der leitende Staatsanwalt in Kaschau infolge des früheren amtlichen Verkehrs mit Dr. Klima nicht nach dem Gesetze vorgeht.“

Die kleine Lotte. (23)

Von Simone Bobbe.

Uebersetzt von Dr. Anna Kuhbaum, Copyright by Internationales Verlag „Athenaion“, Wien.

Sie ist es nicht. Aus Wäuleid? Hatte jener die Schuldgefühle vernichtet, die er freudlosigterweise unterdrückt? Lise tröstet ihn. Der schöne Doktor konnte das schon tun. Er und seine Mitschuldigen haben ein trauriges Ende genommen, das müßte ihn doch freuen. Madame Porcher war immer gefällig. Man sah es ihr an, daß sie nichts taugte. Es tut ihr wohl, zu erfahren, daß diese Frauen, wozu wie die anderen, betrogen werden. Der Gatte nimmt sein altes Klagegedicht wieder auf:

„Ich war immer gut zu ihr, Madame Dugeot. Sie dürfen es mir glauben, niemals ein böses Wort, niemals eine Ohrfeige.“

Und von neuem beginnt er zu schluchzen. Die kleine Prouve, die sie gehabt — wollest du war sie gar nicht seine Tochter?

Charlotte denkt an das feine, schöne Gesicht von Madame Porcher. Sie hat sich verkauft, hat es mit einem Leben bezahlt, das sonst der Verdammung preisgegeben war. Ist in Verwirrung gestorben. Das junge Mädchen beklagt sie ebenso wie den Unglücklichen, den sie auf dem Gewissen hat. Kann noch nicht verstehen, daß sie wenigstens für ein Glas gelebt hat das er niemals kennen sollte. Vergelblich sucht sie das Gespräch abzulenkten. Uge und Monsieur Porcher kommen immer wieder darauf zurück.

„Das Leben! Ah, dies Leben!“
Eines Abends saß er: „Ich habe Ihnen Mann gesehen, Madame Dugeot. Wirklich, er tut mir leid.“

Den ganzen nächsten Tag strahlte Lise. Dann, allmählich, beginnt sie zu weinen, die Zukunft in schwärzlichen Farben zu malen. Sie ärgert ihr

Tochter wegen eines Enden Bandes, das sie sich um den Hals knüpft. Und was ist das für eine Doartsch! Charlotte möchte die Haare gern geschneit tragen — sie wollen nicht halten.

„Später“, sagt Mutter, „wirst du mich verlassen, wirst dich verheiraten. Was soll aus mir und den Kleinen werden?“

Charlotte, erstarrt, empört: „Heiraten? Du wagst ganz gut, daß dies unmöglich ist.“

Die Mutter hält sich bei dieser Antwort nicht auf. Das sind alles Redensarten. Sie schwacht sich immer mehr in Zorn gegen die Kleine, die sie zu der Schwelgere getrieben. Alles spricht dagegen: ihre Vorurteile, ihr Herz, ihre Sinne, das natürliche Bedürfnis, noch zu leben. Der frühere Weinhandler steht ihr abends heimlich Briefe von Charles zu. Er sieht sie an, zurückzuführen, droht, sich umzubringen, erinnert an genossene schöne Stunden. Sie hätten sich schon früher gekannt, wenn sie gewollt hätte. Lise bedauert ihn, versucht Charlotte zu rühren, indem sie ihr von Paters Klugheit, seinen guten Eigenschaften spricht. Nur die schlechte Gesellschaft, vor allem diese Madame Etibel, hat ihn zugrunde gerichtet. Charlotte wird böse, antwortet brandend Paters Betrogen mit den schärfsten Ausdrücken. Mutter sagt:

„Er ist doch dein Vater.“

Charlotte bricht in Schluchzen aus. Oern wollte sie nie einen Vater besitzen haben, ueneidet die Feindin.

Man ist mitten in der Saison. Die beiden Frauen haben viel Arbeit. Charlotte kann nicht mehr machen. Raum ist Mitternacht vorbei, wird ihr übel. Lise meint:

„Du siehst, wir bringen es nicht fertig.“

Ist ein Auftrag geringer, als man gehofft. verlagert ein Lieferant die notwendige Ware auf Treu und Glauben, zahlt ein Kunde nicht zur bestimmten Zeit, wenn Lise, sagt Hungerstod voraus. Nichts entnützt Charlotte. Mit der Ordnung aller Angelegenheiten betraut, gelingt ihr

dies ganz gut. Die Lieferanten haben sie gern, weil sie so höflich ist. Die Kunden ihrer Bestimmtheit wegen, die mit ihrer Jugend und Sanftmut nicht recht in Einklang steht. Sie erlangt schließlich immer, was sie will, Kredit von den einen, Bezahlung von den anderen, bar oder in häufigen Raten. Sie lehrt beglückt heim, spricht von dem Zeitpunkt, zu dem man wird wieder Arbeiterinnen aufnehmen können, begreift nicht die Verstimmlung der Mutter.

Mimi ist an einem neuen Plage, scheint sich ordentlich aufzuführen. Da erfährt man, daß sie seit drei Wochen nicht mehr in die Werkstatt gekommen sei. Was stellt sie von acht Uhr morgens bis sieben Uhr abends an, da sie nicht arbeitet? Niemand kann es erfahren. Lise weint klagt sich an, zum Verderben der jüngeren Tochter beigetragen zu haben. Sie hat ihr ein schlechtes Beispiel gegeben, hat ihr Haus verlassen, auf die und jene gehört, auf diese jungen Mädchen mit ihren neuen Ideen, die vor nichts mehr Achtung haben. Charlotte verliert die Beherrschung, antwortet, daß Mimi nicht verloren sei, schließlich werde man schon alles über sie erfahren, man müsse sie jetzt einfach dabei lassen. Empört über die offenkundige Unehrllichkeit der Mutter fragt sie, ob die Tochter ihres Vaters in seinem Hause nicht größere Gefahr lausen als auf der Straße. Grausame Worte. Die Mutter verzeiht sie ihr nie.

Oft erwartet Charles seine Frau auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Pakt auf, wenn die Kleine ausgeht. Dann steigt er hinauf. Allein, ohne Menschen, die er quälen, mit denen er streiten kann, vermag er nicht zu leben. Ist fertig, verloren, ziellos. Lise ist glücklich; befriedigt merkt sie, daß er sie braucht. So liebt er sie doch? Außer dem gibt es nichts mehr für sie. Sie möchte ihn am liebsten gleich da behalten. Aber er selbst will Charlotte noch schonen.

Die Angst, die er vor der Kleinen hat, Besorgnis, die er ahnen läßt — man dürfe sie, die so ganz, so notwendig sei, nicht aufregen — bestärken

Lise in ihrem Groll. Dieses Mädchen allein ist ja die Ursache ihres Unglücks. Er neigt den Kopf, wiederholt:

„Sie ist ein Kind, ein Kind.“
Mimi betrachtet sie schweigend, trübselig. Aber sie hütet sich, ihrer Schwägerin von diesen Besuchen zu erzählen.

Lise und Charles meinen, einander zu lieben. Ist es wirklich Liebe? ...

Am heiligen Abend ist Lise sehr schlechter, Charlotte dorthin flüchtiger Laune. Sie ist soeben heimgekommen, hat noch ihren Hut auf, zeigt Mutter lächelnd, daß ihr Schleier zerrissen ist, bittet um fünfundsiebzig Centimes, sich einen anderen zu kaufen. Mutter behauptet, daß Schleier überflüssig seien. Im übrigen möge sich doch Lotte einen kaufen, wenn sie wolle. Sie bekomme ja jede Woche einen Franken. Immer lächelnd erinnert sie Charlotte, daß dieser Franken für ihre Bücher bestimmt sei. Sie bereitet sich zur Lehrerinnenprüfung vor. Lise stellt wieder einmal fest, daß das verfluchte Ding nicht von einer Sache lassen will, die es sich in den Kopf gesetzt.

Charlotte hat viele Fehler. Sie legt sich nicht völlig Rechenschaft ab über den Wert des Geldes. Wie sie ausrechnet, daß Mutter und sie in diesem Monat fünfshundert Franken verdient haben, klatscht sie in die Hände, hält sich für reich. Sie unternimmt immer mehr als ihre Kräfte erlauben. Kammerst sich verzweifelt an das, was sie sich vorgesetzt. Da sie nichts nicht aufgeben kann, steht sie am Morgen früher als die andere auf, liest, schreibt, rechnet. Ist es zu verwundern, daß sie dann zu mühsamer Arbeit müde ist, nachdem sie sich mit unnützer abgebeht hat? Für jemanden, der fortwährend alles nach Vernunftgründen untersucht, ist es nicht sehr logisch. Sie ist gefällig, will Handhabe, einen Schleier haben. Weigert sich, ihre Haare mit Pomade zu glätten.

(Fortsetzung folgt.)

Tages-Neuigkeiten.

Cure Presse!

Die Zeitung ist ein tägliches Franz, ein Molandsruf in die Geschichte: Leben! Und aus dem Leben kündenend Signal, im Lauf der Jahre wechselbuntes Weben.

Die aber, die den Kampf der Schwachen führt, als Evangelium der Armen und Bedrängten, ist mehr, als ihrem Tagesruf gebührt, ist täglich Brot der Hungernden, Beengten.

Tagaus, tagein an heilumstrittener Front, der Wachsamkeit ein nimmermüder Posten, Apostel und Soldat, von Opfermut durchsonnt, zugleich das Dasein des Verfolgten kosten.

Ein treuer Mittler zwischen Mensch und Welt, raslos und voller Ziel, auf freier, lichter Warte, ein Räuber und zugleich ein Held, am Werk der Menschheit Hüter der Standarte.

Handlanger nur am flüchtigen Bau der Zeit scheint sie, und der ihr dient, dem Augenblick geboren.

und dennoch reicht ihr Atem in die Ewigkeit; es lebt, was sie verschwendet, dennoch unverloren.

Ihr, die ihr mit der Kelle, mit dem Hammer schafft, die ihr im Bunde seit mit allen, was gestaltet, ihr ahnt, was sich im Puls gedruckter Reizen strafft und was von Hoffen dort schon als Gedanken waltet.

Arbeiter ihr, Kämpfer zum Menschheitskrieg, steht treu zu eurem Ruder in den Nöten, der mit euch fällt und mit euch steigt, und wieder mit euch steigt zu schönern Morgenröten.

Justus Jerska.

Ludendorff — Premiere.

Der neugebadene Reichstagsabgeordnete Ludendorff sollte seine politische Jungferrede halten. Man weiß, daß viele berühmte Redner erst große technische Schwierigkeiten zu bekämpfen hatten, ehe sie das Instrument der Sprache mühelos meisterten. Cicerone wurde schnell heiser, Cäsar hatte eine zu hohe Stimme und Demosthenes stieß mit der Zunge an. Bei Ludendorff liegt der Sprachfehler noch etwas höher . . .

Um Ludendorffs Debat zu sichern, veranstaltete man erst eine Redeprobe in kleinem Kreise. Man legte ihm das Manuskript auf den Tisch und Ludendorff begann:

„Deutsche Männer mit erhobenem Finger, die Stunde der Abrechnung naht für die November-Verbrecher mit Faustschlägen auf den Tisch. Ein furchtelnder Blick und für allemal herrische Gebärde muß sich unsere Sache durchsetzen. Wird Deutschland von uns nur mit vielem Stimmenaufwand aus dem marxistischen Sumpf gezogen werden? Kurze Pause ja es wird! Werden wir mit abstoßendem Gesicht die Juden vertreiben? Kurze Pause ja wir werden. Ja, alle nicht völkischen Männer, jene Kerls mit Bedeutung werden wir mit Faustschlägen aus dem Vaterlande treiben. So soll es sein! Deutschland den mit kräftigster Stimme Deutschen . . .!“ Hier legte sich dem General eine zaghafte Hand auf die Schulter:

„Verzeihung, Excellenz . . .“

„Was wollen Sie? Zum Donnerwetter stehen Sie stramm, wenn Sie mit mir reden!“

„Exzellenz . . . haben . . . haben . . .“

„Zum Donnerwetter was habe ich?“

Die siebente Großmacht.



„Solange die Proleten unsere Presse lesen, kann uns nichts passieren!“

„Ergellenz . . . haben ja . . . haben ja verhehentlich die eingekammerten Anleitungen für begleitende Gebärden und Betonung mitgeteilt . . .“

Weiter kam der Frevler nicht, denn er wurde sofort wegen jüdischer Verleumdung an die Wand gestellt.

(Aus „Lachen links“.)

Auswanderertragödien.

Das Schicksal der Paraguaysiedlung „Neu-Karlsruhe“.

Im letzten Winter wurde im süddeutschen Freistaat Baden eine Siedlungsgesellschaft gegründet, die in Paraguay (Südamerika) tausende von Personen ansiedeln und so die Stadt „Neu-Karlsruhe“ gründen wollte. Bei der Siedlungsgesellschaft meldeten sich binnen kurzer Zeit bei 7000 Personen an, die man auch sofort in kleineren Abteilungen nach Südamerika einzuschiffen begann. Das ganze Siedlungsprojekt erlitt jedoch einen katastrophalen Schiffbruch, da die Leitung der Gesellschaft wohl kräftig die Vorbereitungen der Ansiedlung zu verschaffen verstand. Ueber das Ansiedlungsfiasko liegen jetzt verschiedene ausführliche Berichte vor, deren Inhalt allen Auswanderern als eindringliche Warnung dienen soll:

„Als die Nachricht“, so wurde aus Paraguay nach Karlsruhe berichtet, „in Paraguay verbreitet wurde, daß 7000 Deutsche in dieses Land auswandern wollen, herrschte unter den hiesigen Deutschen eine große Bestürzung. Die Zahl von 7000 Personen wird ein Prozent der gesamten

Bevölkerung Paraguays betragen und das eineinhalbfache der dort ansässigen Deutschen. Günstiges Fischland ist zurzeit nicht vorhanden. Freigewordene Vorbereitungen für die Aufnahme einer größeren Anzahl von Einwanderern sind nicht getroffen. Nach der Aussage des Vorsitzenden des Deutschen Volksbundes würde schon die Ankunft von 250 Familien eine Krise bedeuten. Nur eine langsame allmähliche Einwanderung ist möglich. Auf Privat- oder Genossenschaftsänderungen lassen sich vielleicht einige 100 Familien nach und nach ansiedeln. Nur landwirtschaftlich ausgebildete, gesunde und kräftige Personen haben Aussicht auf Fortkommen.“

Tatsächlich wurde Paraguay einstweilen von dem Ansturm größerer Einwanderermassen verschont, da ein Teil der Ende Februar ausgereisten Auswanderergruppe von 250 Personen wegen des fehlenden argentinischen Durchreisepaßes in Montevideo hängen blieb und ein anderer Teil in Buenos Aires für argentinische Siedlungslandereien interessiert wurde.

In einem weiteren Briefe aus der Hauptstadt Argentiniens heißt es: „Wir haben versucht, der Siedlungsgesellschaft aus der Gegend von Karlsruhe und Pforzheim bei ihrem Siedlungsunternehmen behilflich zu sein. Leider wird diese Gesellschaft das selbe Schicksal haben wie alle übrigen bisher. Die Leiter dieser Gesellschaft scheinen außerst idealveranlagte Menschen zu sein und haben sich eine Aufgabe gestellt, der sie unserer Ansicht nach nicht gewachsen sind. Auch haben sie offenbar gewissen Ratgebern ihr Ohr geliehen, die wohl selbst von den wirklichen Verhältnissen im Lande recht wenig Ahnung haben. Ein Teil,

und zwar wie wir glauben, die Leute, die über etwas Kapital verfügen, sind bereits nach Paraguay gegangen. Ein anderer Teil murt offen gegen die Nachschafften ihrer Führer und will sich auch von ihnen trennen. Was übrig bleibt, sind Leute, die vielfach nicht für Ansiedlung geeignet sind. Sie stehen in Unterhandlung über Ankauf eines Campes. Da die Leute aber offenbar nicht über genügend Kapital verfügen und fast ausschließlich mit Kredit arbeiten wollen, so dürfte diesem Unternehmen von vornherein der Todesstempel aufgedrückt sein.“

Aus Asuncion wird von anderer Seite berichtet: „Da die Siedlungsgesellschaft unter Einwendung ihrer Statuten sich unmittelbar an die paraguayische Regierung gewandt hat, so ist sie aufgespornt worden, uns in Paraguay zu besuchen. Vielleicht ist dieser Besuch auch ganz nützlich. Die Kommissionsmitglieder können sich an Ort und Stelle überzeugen, daß die Bewirklichung ihrer Pläne hier nicht möglich ist.“

Von der in Montevideo hängen gebliebenen Gruppe heißt es in einem Schreiben: „Die Auswanderer aus Süddeutschland für die Paraguay-Kolonisation sind hier durchgekommen. Einige von ihnen, die das argentinische Bismarck zur Durchreise nach Paraguay nicht besaßen, wurden hier einfach abgesetzt. Eine Familie, die nur sehr geringe Mittel hatte, erhielt hier durch uns Arbeit, und obgleich die Stellung nach meiner Ansicht glänzend ist, sind die Leute sehr unzufrieden und wollen schon wieder weiter. Den vier andern wurde durch bedeutende Unterstützung von seiten des hiesigen Deutschen Hilfsvereins die Weiterreise nach Paraguay ermöglicht. Die Auswanderer wollten nach Asuncion. Ich bitte Sie, die Auswanderer vor allen Dingen darauf aufmerksam zu machen, daß sie durch keine Macht der Welt hier die Ausreiseerlaubnis nach Argentinien erhalten, wenn sie diese nicht schon von drüben mitbringen. Amerika wird viel zu sehr überfüllt, möchte man das doch den Leuten drüben einprägen! Das hiesigen deutsches Vermögen wird durch die Auswanderer hier gänzlich verpulvert, denn die Leute hören nicht auf die Ratsschläge, die man ihnen gibt. Sie wollen alle zu hoch hinaus und ungeschick dort anfangen, wo die Engesessenen nach einem ganzen arbeitsreichen Leben aufgehört haben. Schließlich scheidet hier bei der Kolonisation jeder euhufistische Faktor aus; und dieser Faktor ist bei den Auswanderern zu groß; daher ihre Enttäuschungen.“

Das einstweilige Ergebnis dieses Auswanderungsunternehmens ist also zunächst wieder die zu späte Erkenntnis, daß gründliche Vorbereitung durch rechtzeitige Inanspruchnahme der vorhandenen sachkundigen Beratungsstellen unbedingt nötig ist, wenn ein solches Unternehmen gelingen soll.

Das schwere Straßenbahnunglück in Jserlohn.

Bisher 21 Tote.

Wie wir bereits kurz gemeldet haben, ereignete sich am Dienstag in Jserlohn ein schweres Straßenbahnunglück. Zu diesem Unglück werden uns folgende Einzelheiten gemeldet:

Ein Straßenbahnwagen wurde bei einer Kurve zwischen Jserlohn und dem Vorort Obergrüne aus den Schienen geschleudert, raste auf abschüssiger Bahn gegen eine Gartenmauer, durchbrach diese, brach eine alte Buche glatt durch und landete als Trümmerhaufen in einem Garten. Der Wagen war fast durchgängig mit Arbeitern

Der Sprung über den Kanal.

Von Armin T. Wegner.

„Damned“, sagte der englische Konsulatsbeamte, der mir in der Vergartenstraße das Bismarck ausstellte. War sein Ausdruck eine schlimme Vorbedeutung? Als ich im Haag den Zug verließ, um holländische Freunde zu besuchen, ist meine Aktentasche verschwunden. Erregt eile ich an die Sperre. Mit einem lebenswichtigen Päckchen überreicht mir heuchlerisch der Dieb die Tasche — „ich hätte sie im Zuge vergessen!“ Der herbeigerufene Polizeibeamte verhaftet — mich anstatt des Diebes. Drei Stunden lang bitte ich vergeblich um die Erlaubnis, zu telefonieren, bis man mich mit einer lächelnden Entschuldigung entläßt.

Ein ungeheuer rotes, großes und rundes Licht, steht, das Signal des Leuchtturms über dem Hafen von Dover, während wir von dem schlaftrigen Meer gewiegt in das Dunkel tauchen. Wenige Stunden darauf wirft mich der Zug in der Morgenfrühe in der Halle der Liverpool-Station, des größten Bahnhofes von London, aus. Die kurze Fahrt, die von Berlin keine vierundzwanzig Stunden in Anspruch nimmt, ist heute kaum noch eine Reise zu nennen. Wer einmal auf dem amerikanischen oder exotischen Kontinent gereist ist, dem wird der „Sprung über den Kanal“ völlig wie ein Kaugummi erscheinen.

Meine Beziehungen zu England sind alt. Die Schwester meiner Mutter ging in ihrer Jugend nach London und heiratete dort; ihre ältesten Söhne sind in England geboren. Später zog sie nach Dresden, wo ihr Gatte sich als Deutscher naturalisieren ließ. Der Krieg kam. Zwei ihrer Söhne zogen mit der englischen Armee in das Feld, die andern mit der deutschen. In der Sommerschlacht standen sich zwei Brüder gegenüber. Der eine fiel fern von seiner Familie in Frankreich,

der andere wurde auf deutscher Seite verwundet. Dies ist die Logik des Krieges.

Ich besuchte in London meine Verwandten, die im wahren Sinne des Wortes meine „englischen Vettern“ sind. Es verstand sich von selbst, daß sie, deren Vatersprache das Deutsche ist, sich korrekt, liebenswürdig und steif nur in englischer Sprache mit mir unterhielten.

Ist der „Sprung über den Kanal“ heute wirklich ein . . . Sprung? oder liegt zwischen den beiden Ländern noch immer das unüberbrückbare Meer des Krieges?

Auf einer politischen Versammlung in London, zu der ich als Redner geladen war, hatte der Vorsitzende die Freundlichkeit, mich mit einem deutschen Zeppelin zu vergleichen. Die Versammlung fand an der Stratham Road statt, jener unendlich langen Straße, die von einem südwestlichen Vororte Londons bis in die City führt. Genau in der Richtung dieser Straße hatte sich in einer ähnlichen Frühjahrsnacht der „deutsche Besuch“ des Zeppelins dem Mittelpunkt Londons genähert und es verlockte den Redner, den kriegerischen und den friedlichen Geist Deutschlands humorvoll miteinander zu vergleichen. „Die große gelbe Wurst“ des Zeppelins ist unvergessen.

Nach mir sprach der französische Pfarrer Guillon. Er schüttelte mir im Namen der wenigen friedlichen Kreise Frankreichs unter dem Beifall der Menge auf dem Podium die Hand. Später erzählte mir eine in England verheiratete deutsche Frau die Anekdote ihrer Nachbarin: „Ein ganz netter Kerl, dieser Deutsche, aber ich würde ihm doch niemals die Hand schütteln!“

Am nächsten Morgen höre ich aus dem Munde meines englischen Freundes das folgende Erlebnis: Ein englisches Kinderfräulein geht mit einem kleinen Mädchen im Hyde-Park spazieren. Am Wege steht eine antike Achillesstatue aus schwarzem Marmor.

„That's a black negro“, sagt das Kind, „das ist ein schwarzer Neger.“

„Nein, das ist kein Neger“, erwidert das Kinderfräulein.

„Es ist doch ein schwarzer Neger“, beharrt das Kind eigenstunig.

„Mein Liebbling“, sagt das Kinderfräulein von neuem, „du kannst mir wirklich glauben, es ist kein Neger.“

Das Kind antwortet mit selbstverständlicher Uebersetzung: „Then it's a German!“ („Dann ist es ein Deutscher!“)

Albert Hall. Zehntausend Menschen füllen, übereinandergetürmt, die Ränge, wie die schwarzen Erdwände eines Kraters. Es ist die größte öffentliche Halle Europas. Hier sang Caruso, hier spielte Kreisler.

Heute fällt eine Versammlung der Labour Party den gewaltigen Raum. Macdonald spricht. Er spricht von dem Austreten der glühenden Asche, die noch immer in den Hauptstädten Europas gepflügt wird, von der Verständigung Englands mit den übrigen Staaten der Welt. Als er die Worte „mit Deutschland“ ausspricht, muß er einen Augenblick den Satz unterbrechen weil ein minutenlanger, nicht erdenklicher Sturm des Beifalls von den Tribünen her und aus der Tiefe des Saales den Raum durchstößt. Es ist eine jener unwillkürlichen plötzlichen Sympathieausprägungen für Deutschland, wie man sie in manchen Kreisen drüben jetzt öfters erleben kann. Auch dies ist England. Der Charakter eines Volkes greift sich aus seinen Gefühlen, und wie gute und schlimme Triebe in der Seele des einzelnen Menschen gemischt sind, so auch in der Seele der Völker.

Auf dem Nachhausewege überhufen mich englische Freunde mit Gastgeschenken. Ich warte ab, aber man drängt mir die Gaben auf mit den Worten: „Nimm es für Deutschland. Wir haben

genug an euch gutzumachen.“ Eine Woche später in einem fernen Winkel Schottlands höre ich von einer Versammlung, von einem Mädchen geführt, naht mir die Gestalt eines blinden Greises, nach meinem Arm tastend, die Hand des deutschen Freundes zu fühlen. Auch dies ist England.

In der Tat kann man das Wesen des Engländer nicht besser kennen lernen als auf seinen zahlreichen „Meetings“. Höchste politische Kultur, aber auch kühnerischer Konservatismus offenbaren sich darin. Politisch, Vergnügen und Gemütsleben liegen für ihn oft dicht beieinander. Auch der einfache Mann aus dem Volke ist ein großer Lebensgenießer, der gerne und leicht lacht, und auch bei den politischen Versammlungen darauf bedacht ist, sich etwas zu amüsieren. Daß ein Vortrag durch ein dilettantisch gesungenes Lied, durch ein kritisch gespieltes, mit bewundernswertem Geduld angehörtes Klavierstück eingeleitet wird, entspricht durchaus der Gemohnheit. Einmal erlebte ich es, daß eine politische Versammlung satirisch in der Form eines Parlamentes abgehalten wurde. Auf dem Podium, ein großer grüner Tisch, dahinter der Vorsitzende in schwarzem Talar, eine große graue Perücke auf dem Kopf und in der Hand das hölzerne Zepter. Ein andermal ging man so weit, vor der politischen Rede eine ganze humoristische Theaterzene zur Aufführung zu bringen. Dabei steht der Inhalt der politischen Reden und der Takt und die Selbstzucht, mit der sie auch vom Gegner angehört werden, auf fester Höhe.

Ganz allgemein aber ist allen politischen Versammlungen eine gewisse rituelle Form. Fast alle werden mit dem Abingen von Kirchenliedern eröffnet, wenn ihnen nicht, wie bei den Quäkern, sogar ein Gebet vorhergeht. In der Regel werden diese Gesänge ohne jede innere Anteilnahme gesungen. Selbst die sozialistischen Arbeiterparteien haben sich von diesem Herkommen nicht befreien können und nur teilweise den frommen Gesängen politische Texte untergelegt.

dicht besetzt, die von der Fabrik nach Hause fahren. Keiner der Wageninsassen kam ohne schwere Verletzungen davon. Einige Männer, die auf der vorderen Plattform standen, retteten sich durch Abpringen, jedoch haben auch sie schwere Knochenbrüche davongetragen. Der Führer, der bis zum letzten Augenblick versucht hat, den Wagen zu bremsen, befindet sich unter den Toten, die zum Teil aus Herolden und Wagen stammen. Ein Arbeiter wohnt in Barmen. Feuerwehr und Sanitätssoldaten eilten zur Hilfeleistung herbei und zogen 19 Tote aus den Trümmern hervor. Am selben Tag erlag in Krankenhause von Herolden noch ein eingelieferter schwerer Verletzter, so daß sich die Zahl der Toten bis zum Abend des Dienstag auf 20 erhöht hat.

Das Unglück ist auf ein Versagen der Bremsen zurückzuführen. Die Untersuchung konnte jedoch hierüber nichts Genaueres ergeben, weil der Wagen total zerrümmert ist. Es war außerordentlich schwer, die Verletzten und Toten aus den Eisenruinen des Gefährts zu lösen, da das Wagenmaterial auf einen ganz geringen Rauminhalt zusammengedrückt wurde. Der Anprall war so furchtbar, daß der Führer des Wagens etwa fünf Meter weit in den Garten hineingeschleudert wurde. Er brach das Gesicht und war auf der Stelle tot. Die meisten Verletzten weisen Schädelbrüche auf. Die Staatsanwaltschaft hat die Leichen beschlagnahmt.

Im Laufe des Mittwoch-Vormittags ist die Zahl der Toten auf 21 gestiegen. Die Zahl derjenigen, die schwer verletzt in den Krankenhäusern untergebracht sind, beträgt 30. Es wird mit dem Ableben einer Reihe weiterer Personen gerechnet. Tragisch ist der Tod einer Frau, die mit ihrer Tochter an der Unfallstelle weilte, und die beide von dem abstürzenden Wagen erschlagen wurden.

Zur Erinnerung an Beria von Suttner. Dutzend vor zehn Jahren starb Beria von Suttner, die Vorkämpferin des bürgerlichen, modernen Pazifismus, bekannt durch ihre dichterischen und politischen Bemühungen um Verhinderung der Kriege. Geboren 1843 in Prag, als Tochter eines österreichischen Generals (Grafsengeschlecht Kinsky), in Brünn erzogen, verbrachte sie später an der Seite des Baron Gundakar von Suttner, der als Ingenieur und Bauzeichner im Kaufhaus lebte, bis zu seinem Tode das Leben einer Adligen, trat aber bald mit Romanen, wie: „Das Maschinenzeitalter“, „Die Waffen nieder“, „Marthas Kinder“, an die Öffentlichkeit. Ihre Antikriegsromane trieben sie zu politischer Betätigung und brachten ihr die Freundschaft von Männern, wie: Ostwald, Ferrero, Cuden, Bernhard Shaw, Masaryk. Die Stiftung des Friedenspreises durch Alfred Nobel entsprang ihrer Anregung. Einem jüngst erst bekannt gewordenem Schreiben Beria von Suttners ist zu entnehmen, daß sie doch nicht mit dem Schlagwort einer bürgerlichen Pazifistin restlos zu bezeichnen ist. „Die Soziologie“, heißt es dort, „ist erst in ihren Anfängen. Sind einmal die das soziale Leben beherrschenden Kräfte und Gehebe erkannt, so können sie auch zu Allahsflaven werden und ist einmal die Vision des zu erstrebenden Zustandes erfaßt, so kann die Ausführung zweckbewußt vollendet werden.“

Die ewig Alten. In einer Versammlung der Deutschen Gewerkschaften in Wandsdorf sprach dieser Tage der Abg. und Reichsparteiobmann Stenzel über die Forderungen des Handels- und Gewerbestandes. Für die Gewerkschaften als arische Volkspartei gilt, so erklärte Stenzel, der Grundsatz: „Durch Erhal-

lung der deutschen wirtschaftlichen Existenz und durch Segen des deutschen Arbeitsplatzes auch Erhaltung der völkischen Kraft.“ Wenn die Gewerkschaft eine arische Partei sein will, dann wird einem sehr beträchtlichen Teil der Handels-treibenden der Eintritt in sie verweigert werden müssen, denn unter den Handelstreibenden sollen sich angeblich viele Juden befinden. Einen Teil aber von vorneherein ausschließen, bedeutet eine Schwächung der Kraft. Da es sich aber um die Erhaltung der „völkischen“ Kraft handelt, ist die Ausschließung der Juden nicht gefährlich. Die Bewirkung des oben aufgestellten Grundsatzes soll erreicht werden durch: „Beibehaltung und Erweiterung des Befähigungsnachweises im Gewerbe- und Kaufmannstande und die Berechtigung zur Gründung selbständiger Krankenkassen.“ Daneben muß so ein wenig die viele Zeit, die der Lehrling zum Schulbesuche benötigt, dem Meister bleiben und die Fortbildung müsse nach der Lehrzeit einsetzen. Dann aber soll sie eine gute sein und es müssen Fachklassen für einzelne Fachgruppen geschaffen werden. Wir waren der Ansicht, daß die Lehrzeit dazu da ist, um aus dem Lehrling einen tüchtigen Arbeiter zu machen. Herr Stenzel beschränkt uns aber, daß die Lehrzeit nicht diesen, sondern daß sie einen anderen Zweck habe und zum tüchtigen Arbeiter ist der Gehilfe durch die Fachschule erst auszubilden. Wie sich der kleine Moritz dies vorstellen mag? Der Meister will, daß ihm keine Stunde während der Lehrzeit des Lehrlings durch Schulbesuch verloren geht, er wird den frisch ausgebildeten Gehilfen kündigen, um wiederum einen Lehrling dafür einzustellen, oder wird er einen, bei einem anderen Meister ausgebildeten Gehilfen aufnehmen, der doch erst durch Fachunterricht zum tüchtigen Arbeiter werden muß? Soll der Ausgelernete monatelang die Fachschule besuchen und so ohne Verdienst bleiben? Wird Herr Stenzel etwa durch die Gewerkschaft die Lebenskosten dieser Schüler bestreiten lassen? Es wird eben eine Forderung erhoben, die gläubigen Handels- und Gewerbetreibenden klärenden Beifall und über die Möglichkeit, wie eine Forderung durchgeführt werden könnte, zerbricht sich weder der Leiter des Gewerbestandes, noch die Angehörigen dieses Standes den Kopf. Man hat das Gewerbe getretet, seine Popularität befestigt und die Handwerksmeister zufriedengestellt. Herz, mein Herz, was willst du noch mehr?

Für die Beibehaltung der Doppelfeiertage. Das Ministerium für soziale Fürsorge hat sich an die Fachorganisationen der Beamten gewendet, indem es ihnen den vom Innenministerium angeordneten Entwurf zwecks Umbildung ihres Standpunktes überlieferte. Die Fachorganisationen der Beamten erkennen die Bestrebungen an, die Feiertagsfrage einheitlich zu lösen, und bestätigen, daß religiös-ethische Fragen mit dem Arbeitsverhältnis nicht in Verbindung gebracht werden sollten, so wie sie betonen, daß die Arbeitsruhe an Feiertagen ein ausschließlich soziales Problem ist; sie können nicht zugeben, daß an Stelle der bisherigen 13-14 arbeitsfreien Tage nur sechs bestimmt und dadurch die Arbeitszeit im Jahre um sieben bis acht Tage verlängert werde. Die Angehörigen würden gegen diese Reduktion der Feiertage nichts einwenden, wenn diese Reduktion an die Verlängerung der bezahlten Urlaubszeit geknüpft wäre, oder wenn ihnen andere Tage der Arbeitsruhe festgesetzt werden. Sonst aber müßten sie unter den heutigen Umständen auf der Wahrung ihres, durch Verträge und langjährigen Brauch gesicherten Rechtes beharren. — Der Staatsgewerksrat stellte in Angelegenheit der vorbereiteten Regelung der Feiertage den Antrag, den zweiten Feiertag zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten nicht aufzuheben und den 28. September (Wenzelstag) als ganzstaatlichen Feiertag einzuführen.

der Tür des Gefängnisses zu erscheinen. Das lebenswürdige Lächeln dieses Mannes, das für englischen Humor so bezeichnend ist, zeigt trotz ähnlicher ethischer Beweggründe den großen Unterschied zu der gleichen Haltung etwa des von fanatischen Mystizismus erfüllten russischen Menschen. Auch dies ist England.

Alle diese privaten und öffentlichen Züge des englischen Lebens aber werden überträgt, verdunkelt, niedergeschmettert durch das finstere gewaltige Angesicht der Stadt London. Sie ist noch immer das mächtigste Kulturphänomen, das wir auf der Erde besitzen. Riesen und Dämon zugleich. Das Unnahbare dieser Stadt erhöht für den Fremden den Reiz, auf Entdeckungen auszugehen. Aber es wird ihm nicht leicht gemacht, einen Ueberblick zu gewinnen. Goethe pflegte zu diesem Zweck auf seinen Reisen stets einen hohen Turm zu besteigen. Aber selbst wer das Glück haben sollte, an einem nebelfreien Tage auf dem „Monument von London“ zu stehen, wird nicht mehr als einen kleinen Umkreis erschauen. Wer in den großen Hauptstädten Europas schnell Orientierung gewinnen will, muß unter die Erde hinab. Das Netz der Untergrundbahnen von Paris, London, Berlin ist der Zugang zu ihrer schnellsten Eröberung. Dies ist in London in besonderem Maße der Fall, dessen Untergrundbahn in zwei gewaltigen Zirkeln bis in die Vorstädte hinaus seine Straßen umspannt.

Tief unter dieser Bahn aber führt noch eine zweite Schnellbahn durch das versteckte London. Es ist die sogenannte „Tube“ oder „Röhre“ zu der man auf riesigen Fahrstühlen oder auf gleitenden Treppen hinabgeschleudert wird und die in schnurgerader Linie in rasender Fahrt unter der Erde hinfährt. Sie ist die klingende, dröhnende Saite, auf der tief unter der Erde die Musik dieser Stadt ihre heilige Melodie spielt.

Besuch Berliner Journalisten in Preshburg. Auf ihrer Informationsreise durch die Tschechoslowakei kamen Donnerstag um 16 Uhr abends mit dem Schnellzug aus Eislein neun Berliner Journalisten und Berichterstatter in Begleitung des Sekretärs der tschechoslowakischen Gesandtschaft in Berlin Dr. Hofmann und des Redakteurs des Außenministeriums Jano Hrusovsky in Preshburg an. Auf dem Hauptbahnhof wurden die Journalisten von Vertretern der Stadt, von tschechischen, deutschen und magyarischen Redaktionsmitgliedern der Preshburger Zeitungen u. a. begrüßt. Um 18 Uhr begrüßte die ausländischen Journalisten der Bürgermeister der Stadt Dr. Kaul in Rathaus. Heute vormittags besuchten die Journalisten den Hof, das Schloß und andere Sehenswürdigkeiten. Sie reisen mit dem Schnellzug um 13.55 Uhr nach Brünn ab.

Hilda Hanita mußte mit ihrer Tochter zwecks Operation in die Brünner Landeskrankenanstalt übergeführt werden. Sie leidet an einem Plegmon der rechten Brust, ihr Zustand hat sich bereits gebessert.

Eine merkwürdige Diebstahlgeschichte wird uns aus Bruch berichtet: Dort wurden der Genossin Schnelzer, einer Witwe mit vier Kindern, in der Zeit vom 12. bis 17. Juni ihre Ersparnisse entwendet. Diese hatte sie in Form einer Tausendfronenote in einem tschechischen Sparbuch aufbewahrt, das sich in einem Koffer befand, der selbst wieder in einem Schrank eingesperrt war. Die 1000 K hatte die Genossin nach längerer Zeit als Ergebnis vieler Mühe und Arbeit auf die Seite gelegt. Der Verdacht der Täterschaft fiel auf eine in der Nähe wohnende Frau. Als Genossin Schnelzer den Diebstahl bemerkte, erstattete sie sofort bei der Gendarmerie die Anzeige. Hoffentlich gelingt es den Beamten der Gendarmerie den Täter bald zu ergreifen, damit die Genossin wieder zu ihrem Gelde kommt. Der Dieb scheint übrigens schon Gewissensbisse darüber bekommen zu haben, daß er eine arme Witwe bestohlen hat, denn in der Nacht vom 18. Juni, also dem Tage, an dem die Anzeige erstattet worden war, wurden der Genossin wieder 400 K auf die Türschwelle gelegt.

Für Reisende nach Jugoslawien. Das tschechoslowakische Generalkonsulat in Belgrad macht die nach Jugoslawien Reisenden aufmerksam, daß sie die Pflicht haben, beim Betreten des Königreiches JZS bei den Uebergangspostämtern die effektiven Valuten anzugeben, welche sie nach SCS einführen bzw. durchführen, da sie sich sonst bei der Rückreise resp. beim Verlassen des jugoslawischen Territoriums Unannehmlichkeiten und der eventuellen Gefahr einer Beschlagnahme der Valuten aussetzen. Die Reisenden werden besonders aufmerksam gemacht, auf die Frage der jugoslawischen Zollbeamten immer alle Valutabeträge anzugeben, die sie ein- bzw. durchführen, resp. ausführen, da ihre Bestätigung als Versuch des Schmuggels angesehen und mit solchen Reisenden nach den geltenden Vorschriften über den Handel mit Devisen verfahren wird. Die ausgeführten Valuten werden beschlagnahmt und angedemt wird ihnen eine Geldstrafe auferlegt, die eventuell in Gefängnis umgewandelt wird. Wenn die Reisenden die serbokroatische oder slawische Sprache nicht beherrschen, müssen sie einen Dolmetsch verlangen, da der Hinweis darauf, daß sie die Fragen der Zollorgane nicht verstehen, nicht als Entschuldigung gelten kann. Die eingekaufte, resp. durchgeführte Valuta wird in den Reisepässen vermerkt und diese Anmerkung mit der Unterschrift des Vorstandes des Zollamtes versehen. Für die so verzeichneten Valutabeträge ist dann keine weitere besondere Anzeigepflicht erforderlich.

Das Wohnungsgeld in Berlin. Wolff meldet: Donnerstag abends forderte die Berliner städtische Bauverwaltung polizeilichen Schutz an, da sich in den Anlagen des Humboldthains etwa 3000 Personen gelagert hatten und die Anlagen nicht räumen wollten. Als die Beamten einschritten, wurden sie mit Kravall empfangen und mit Steinen beworfen. Die Polizei mußte schließlich von der blanken Waffe Gebrauch machen. Bei dem Vorfall wurden wegen Widerstandes vier Personen festgenommen.

Brand einer Kaserne in Düsseldorf. In der von den Franzosen schon seit langem besetzten früheren Kavalleriekaserne an der Röhstraße in Düsseldorf brach im obersten Stockwerk Feuer aus. Bei der Bekämpfung des Brandes fand man unter anderem eine große Menge versteckter Waffen im obersten Stockwerk vor, die der Abgabe oder der Beschlagnahme entzogen worden sind. Von der französischen Besatzungsbehörde ist eine strenge Untersuchung angeordnet worden. Es berührt aber eigentümlich, daß die Franzosen, nachdem sie bereits seit zwei Jahren in der Kaserne wohnen, die Waffen erst jetzt entdeckt haben.

Tödliches Autounglück in den Radhättern Tauern. Mittwoch nachmittag überschlug sich in der Nähe des Resselalles oberhalb Untertauern ein Automobil der Firma Schicht, das von dem Chauffeur Viskinski aus Wien gelenkt wurde, bei der Fahrt über den Kreuzbühl. Die Insassen kamen unter das Automobil zu liegen. Dem Chauffeur wurde durch das Schutzglas des Automobils der Hals förmlich abgeschnitten. Eine Stange war ihm durch die Brust gedrungen. Er war sofort tot. Der Reisende der Firma Schicht Fischerbauer aus Sachsen erlitt einen Schädelbruch, seine Frau Rippenbrüche. Sie wurden ins Krankenhaus nach Radstatt gebracht.

Selbstmordversuch eines Invaliden in der Sudapeter Nationalversammlung. Aus Buda-

pest wird berichtet: In der Nationalversammlung wurde der Selbstmordversuch eines Schwerkranken großes Aufsehen. Auf der Freitreppe der Nationalversammlung, wo sich Abgeordnete und Galeriesucher in großer Zahl aufhielten, zog ein Mann seinen Revolver und setzte ihn an seiner Stirn an. Bevor er aber abdrücken konnte, wurde ihm die Waffe entwendet und berichtet dort, daß er ein Schwerverkranker ist, namens Johann Jecher, der neben einem Marktplatz eine kleine Schenke eröffnete. Da er sozialistischer Gesinnung verdächtigt wurde, ordnete die Stadtverwaltung an, daß er das Lokal räumen und der Bau abgetragen werden müsse. Da er sich widersetzte, erschienen Mittwoch früh Arbeiter, die mit der Abtragung des Daches begannen. Jecher lief in seiner Verzweiflung in die Nationalversammlung und wollte dort einen Selbstmord begehen. Der Mann wurde beschwichtigt und Abgeordnete erwirkten bei der Stadtverwaltung die Zurückziehung der Räumungsverordnung.

Ein Bankrott in Wien. Das Wiener Handelsgericht hat über das Vermögen der seit einiger Zeit in Zahlungsunvermögen befindlichen Austro-Orient Bank, eines slowenischen Bankunternehmens, dessen Aktienkapital nach der letzten vorliegenden Bilanz 50.000.000 Kr beträgt, und über das Vermögen der persönlich haftenden Gesellschafter, des Ausgleichsverfahrens eröffnet. Die Passiven der Bank betragen etwa vier Milliarden Kr.

Kongress der Weltpostunion. Am 4. Juli tritt in Stockholm der Kongress der Weltpostunion zusammen. Bis her haben sich 153 Delegierte aus 63 Staaten angemeldet.

Der englisch-mexikanische Zwischenfall beilegt. Obweggen hat nach einer Besprechung mit dem mexikanischen Minister des Äußeren angeordnet, daß die Maßnahmen zur Vertreibung von Cummins eingestellt werden. Nach einem Telegramm aus Mexiko ist Cummins mit dem gelägerten Nachzug an die amerikanische Grenze abgereist.

Der albanische Präsident Janoli teilte Mussolini telegraphisch die Bildung der Regierung mit und erklärte, er hoffe auf eine moralische Unterstützung seitens der italienischen Regierung. Albanien werde die Politik der Freundschaft zu allen Mächten und die Politik gutnachbarlicher Beziehungen zu allen Nachbarstaaten fortsetzen. Mussolini versicherte in seiner Antwort, Italien werde die ruhige Entwicklung Albaniens loyal unterstützen.

Dampferzusammenstoß bei Neufundland. Der Dampfer der Canadian Pacific-Linie „Matagama“ ist mit dem italienischen Dampfer „Clara Cami“ Donnerstag mittags in dichtem Nebel bei Kap Race zusammengestoßen. Beide Schiffe sind schwer beschädigt und haben funktentelegraphisch um Hilfe gebeten. Sie konnten aber doch die Fahrt nach St. Johns fortsetzen.

Bombenwurf in einen Bankettsaal. Bei einem zu Ehren des Generaldirektors von Indochina Merlin in Hongkong veranstalteten Bankett warf ein unbekannter Chinese eine Bombe in den Saal, wo das Bankett stattfand. Merlin blieb unverletzt. Getötet wurden der Direktor einer bedeutenden New Yorker Importfirma Demarek, seine Frau und der Beamte der Indochinesischen Bank Rougeot. Zwei andere Gäste wurden tödlich verletzt. Fünf weitere Personen erlitten schwere Verwundungen, während der Adjutant Merlins nur leicht verwundet wurde. Dem Angreifer gelang es zu entkommen.

Mädchenmord im Kornfeld. In der Nähe von Osterwald bei Halle wurde die 20jährige Tochter des Rittergutsbesitzers Bardehewer, als sie sich kaum von ihren Freundinnen verabschiedet hatte, in einem Kornfeld erschossen. Sie war sofort tot. Der Täter, der wohl ein Sittlichkeitsverbrecher verüben wollte, verbergte sein Gesicht, als die Freundinnen auf den Schuß herbeieilten, mit einem Tuch um nicht erkannt zu werden. Von der Polizei angelegte Spürhunde verloren die Spur. Der Täter konnte bis jetzt nicht ermittelt werden.

Die Tierärztkammer für die Tschechoslowakische Republik ist überfiedelt und ihre neue Adresse lautet: Prag XII (Rgl. Wbg.) Brandlova 11.

Wetterbericht vom 20. Juni. Die warme Welle hat sich von Westeuropa aus bis in unsere Gegend ausgebreitet. Westlich der Nordsee stieg die Temperatur bei heiterem Himmel in den tieferen Lagen durchwegs auf 25 bis 27 Grad Celsius. Im Osten war die Temperatur niedriger und die Bewölkung stärker. Vereinzelt kamen Gewitter mit unerheblichen Niederschlägen zum Ausbruch. (Kajete Lespice, Lufschuch und Tonnersberg.) Wahrscheinliches Wetter von heute: Zunahme der Gewitterneigung.

HUMOR.

Der Narr und der Prediger.

Ein Pastor aus Cambridge, Massachusetts, hat Gelegenheit, zu den Insassen einer Irrenanstalt zu predigen. Während seiner Predigt nimmt er einen Mann wahr, der ihm mit größter Aufmerksamkeit folgt. Nach dem Gottesdienst sieht er diesen Mann mit dem Direktor sprechen. „Hat der Mann mit Ihnen über meine Predigt gesprochen?“ „Ja.“ „Wollten Sie mir, bitte, erzählen, was er sagte?“ Der Direktor wollte um die Beantwortung der Frage herankommen. „Oh“, sagte er schließlich, „was der Mann sagte, war: Denken Sie nur mal an, er ist draußen und ich bin drinnen.“

Die proletarische Frau

Erscheint an jedem
zweiten Samstag

Arbeiters Ferien.

Ach, waren das herrliche Tage,
Die mir zum Wandern geschenkt!
Frei von des Alltags Plage,
Boll tiefsten Friedens getränkt.

Nur einmal die Arbeit vergessen,
Nicht sorgen müssen ums Brot!
Das war mir ein Glück unerwessen,
Das färbte die Wangen rot.

Mich rief kein Glockenzeichen
Nach der Arbeit dumpfen Haus.
Ich lag im Waldschneigen
Und träumte selig hinaus.

Marie Frenzel.

Genosse! Wo ist Deine Frau?

Darüber ist sich wohl ein großer Teil der organisierten Männer und Frauen einig, daß die Frauen aufgelockert werden müssen, daß sie in die Reihen der organisierten Sozialdemokraten gehören. Soll die Revolution siegreich sein. Jeder Genosse muß es sich daher zur Pflicht machen, an der Aufklärung der Frau mitzuarbeiten. Aber vielen Genossen erscheint diese Aufgabe zu klein. Es wäre sonst nicht möglich, daß im Verhältnis zu den Männern so wenig Frauen organisiert, daß bei Versammlungen und Konferenzen so wenig Frauen anwesend sind. Der Durchschnitt der Statistik aller Organisierten weist nur ein Drittel Frauen als Mitglieder auf, während in der Bevölkerungszahl die Frau die Mehrheit hat. Die meisten Genossen sind doch verheiratet. Stellt man aber die Frage: „Genosse! wo ist Deine Frau?“, so kann man die sonderbarsten Antworten erhalten. Viele stehen auf dem Standpunkt, daß man zuerst trachten solle, alle Männer zu organisieren, dann würden die Frauen schon von selbst kommen. Das ist wohl ein sehr gefährlicher Irrtum. Es wäre vielleicht umgekehrt richtiger. Hätten wir alle Frauen, dann brauchte uns um die Männer nicht bange sein. Nicht etwa deshalb, weil die Frau dann den Mann so stark beeinflussen würde, sondern, weil die Frau als Mutter das Kind beeinflussen kann. In ihren Händen liegt meist die Erziehung des Kindes, zumindest hat sie am meisten mit dem Kinde zu tun. Der Vater findet ab und zu einmal ein bißchen Zeit, sich mit dem Kinde zu unterhalten; das ist wohl in den meisten Fällen alles, was er tut. Besonders jene Genossen, die in der Partei tätig sind, die mit Funktionen überlastet sind, vernachlässigen Frau und Kind, vor lauter Idealismus für die Partei. Daher kommt es auch, daß die Frau manches Genossen nicht überzeugende Sozialdemokratin ist, daß sie dem Manne nicht Kameradin sein kann, daß sie von der Notwendigkeit seiner Tätigkeit nicht überzeugt ist und daß so manches Kind unserer besten Genossen in den Reihen der Gegner zu finden ist. Die Frauen und Mütter trifft die Schuld, aber auch den Mann, weil er die Aufklärung seiner Frau nicht als notwendig oder aber als zu kleinlich betrachtet. Gewiß gibt es auch Frauen, die jeder Bemühung, sie aufzuklären, ein schroffes Nein entgegensetzen, die so verbeißt sind, daß es um jedes Wort schade ist, die denken, sie müßten mit dem Kopf durch die Wand. Dort hat der Genosse lediglich das zu retten, was zu retten ist, dort hat er die große Aufgabe, trotz der vielen Parteifunktionen, sich um die Kinder zu kümmern und dafür zu sorgen, daß die verberblichen Einflüsse der Mutter (nach ihrer Ueberzeugung tut sie das Beste) nicht alle Hoffnungen vernichtet.

Eine andere Antwort ist ja auch die, daß die Frau schimpft, wenn der Mann in so viele Sitzungen geht und so wenig zu Hause ist. Das

ist aber eben nur dort möglich, wo die Frau keine Ahnung von Politik und Organisation hat. Dort muß der Genosse der Frau klar zu machen trachten, daß diese Organisationen keine Vergnügungstätten sind, daß es sich hier um Kampf — um Sein und Nichtsein — der Arbeiterklasse handelt. Wieviele Männer (auch Genossen!) gibt es noch, die ihre Frauen von der Politik fernhalten, weil sie meinen, daß dies in erster Linie Männerfrage ist. Die Politik bestimmt unser ganzes Leben und seine Führung — und das soll nur die Männer angehen? Das wird wohl im Ernst kein Verständiger behaupten wollen! Gerade die Frau, die unter der wirtschaftlichen Lage stärker leidet als der Mann, weil sie mit den geringen Mitteln, die ihr zur Verfügung gestellt werden, für die Familie das Auslangen finden soll — gerade die Frau hat alle Ursache, tiefer einzudringen in den Zusammenhang aller Geschicke.

Genossen! nehmt eure Frauen mit in die Versammlungen, führt sie in das Organisationsleben ein, lehr sie Zeitungen und Bücher lesen, damit sie fähig werden, teilzunehmen an dem Kampf, den ihr führt. Dann werden sie Euch nicht mehr hinderlich im Wege stehen, sondern Euch Kameradinnen sein. Sie werden lernen, daß man sich zu diesen Dingen Zeit nehmen muß, daß es viel schöner und erhabener ist, sich über dies alles mit Freundinnen und Nachbarinnen zu unterhalten, als der gewöhnliche tägliche Quatsch, als die gewöhnlichen persönlichen Tagesneuigkeiten, die nur Zwist, Zwiepsalt und Verdruß untereinander verursachen, die die Frauen mir auseinander, aber nicht zueinander bringen.

Diejenigen, die mutlos und verzweifelt dahinleben, müssen zu der Erkenntnis kommen, daß sie sich aufrufen und die Reihen schließen müssen, daß durch Tugenden und Leiden der Feind nicht besiegt werden kann. Wenn es nach seinem Willen geht, werden wir alle untergehen. Nur wenn die Frauen es auch lernen, sich gegen den Kapitalismus und seine Auswirkungen zur Wehr zu setzen, werden wir an unser Ziel kommen. Deshalb geht die Frage an alle, die es lesen: „Genosse! Wo ist Deine Frau?“

Am Werkstattfenster.

Es ist so eine richtige kleine Vorstadtwerkstatt. Mehr als einen Gesellen kann sich der alte Meister nicht leisten. Und auch der hat gewöhnlich gerade erst ausgelernt. Der Schraubstock steht dicht am Fenster. Und vor dem Fenster hält ein Fliederbusch Wache, der bald seine blauen Blüten aufspringen lassen wird. Ganz zartgrün, fast durchsichtig noch, sind die jungen wunderwoll geformten Fliederblätter. Ein junger blonder Geselle hantiert am Schraubstock. Ein lerniger, frischwängiger Burche ist es, so einer, den die Mädchen gern haben müssen. Er läßt die Feile über das eingespante Eisenstück quitschen und knirschen. Er hat Freude an seiner Arbeit und trägt in sich das stolze Bewußtsein, daß er auch wirklich etwas von seinem Fach versteht.

Und der Tag meint es gut. Blühend spiegelt sich die Sonne in dem blank gefeilen Eisen, das fast wie poliert erscheint. Es ist, als wolle das kalte Metall das Licht und die Wärme festhalten. Nur manchmal lugen die Blaugangen des Jungen wie suchend von seinem Arbeitsfeld auf. Durch die Scheiben wandern seine Blicke, über den jung-grünen Fliederbusch hinweg, auf den kleinen Hof hinaus.

Jegendwo an der gegenüberliegenden Hauswand wird es dann an einem der vielen Fenster lebendig. Ganz unmerklich gibt sich das vorerst fund. Es ist, als ob eine Bewegung in der Luft erzitterte. Eine Gardine schob sich ein wenig beiseite. Ein von dunklen Haaren umrahmter Mädchenkopf wird sichtbar. Wie ein ganz leichtes Kopfnicken grüßt es zur Werkstatt hinüber. Und

eine feine Rote steigt dem Mädchen bis an die Schläfen.

Dann scheint die Sonne für einen kurzen Augenblick noch einmal so hell aufzublitzen. Die Augen des Blondes und der Brünetten begegnen sich. Und wie ein Leuchten flimmert es über dem mit Eisenfeilspänen überpuderten Schraubstock auf.

Und das Eisen lacht, der Himmel lacht, das Auge, graue Hofvieder lacht . . . Soviel Glanz liegt in der Luft! . . .

Aber alles das dauert doch eigentlich nur den Bruchteil einer einzigen kurzen Minute. Dann verflucht diese Reihe zusehends. Es wird nicht gerade dunkel; aber das Lichtvolle ist doch verflüchten . . . Röcheln liegt wieder alles da. Das Fenster drüben ist wieder leer, der Kopf des Blondes über seine Arbeit gebeugt und die quitschende Feile tanzt über das blinkende Eisen . . .

Zur Frage der Abtreibung der Leibesfrucht.

Der Staat ist sehr weitgehend an der Zunahme der Bevölkerungsziffer interessiert. Wer würde seine Kriege führen, wenn keine Männer heranwachsen, wer sollte die Männer gebären, wenn keine Mädchen gezeugt würden. Vom Standpunkte des bürgerlichen Staates ist es absolut verständlich, daß er, gewissermaßen um sein Prestige zu wahren, tief in die Rechte des Einzelnen eingreift, um der „Gesamtheit“ zu nützen. Dieser Eingriff in das Recht des Individuums geht so weit, daß er selbst auf das ungeborene Kind, ja das Wesen, das unmittelbar aus der geheimnisvollen Vereinigung von Spermium und Eizelle hervorgeht, noch lange nicht Mensch noch Mensch genannt werden kann, seine Hand legt.

Es fragt sich nun, hat der Staat das praktische und das ethische Recht, zu einer so weitgehenden Einmischung? Denn eine logische Fortsetzung des Gedankens führt notwendigerweise zu dem Ergebnis, daß jede Eizelle gewissermaßen Staats-eigentum ist und ebenso jedes Spermium, und daß das freie Verfügen über diese Produkte des menschlichen Organismus keineswegs dem Individuum überlassen werden darf. Denn es ist klar, daß es, wenn es ein Verbrechen ist, nach physiologischen Vorgänge der Vereinigung von Spermium und Eizelle das neue Gebilde zu zerstören, es ein mindestens ebenso großes Verbrechen sein muß, die Vereinigung beider zu verhindern. Bis jetzt ist es noch keinem Gesetzgeber eingefallen, diese letzten Konsequenzen zu ziehen. Uebrigens scheint es einleuchtend zu sein, daß eine fortschreitende Verbreiterung und Ausgestaltung der antikonzeptionellen Mittel auch den bisherigen, sehr fragmentarischen Erfolgen des Gesetzes, den Boden entziehen wird. Wenn die Konzeption verhindert wird, ist der Abortus überflüssig.

Das praktische Recht, das der Staat ins Feld führen kann, ist das Recht der Macht. Das Gesetz zur Verhinderung der Leibesfrucht ist ein Verlegenheitsakt eines Staates, der nicht imstande ist, durch andere, positive Mittel, den Bevölkerungszuwachs zu erhalten. Ob es ihm auf diesem brutalen, rein mechanischen Wege gelingen wird, der Verfallserscheinung Einhalt zu gebieten, ist eine Frage, die sich selbst beantwortet.

Der Staat ergreift das Mittel, fühlt aber wohl die Mangelhaftigkeit einer ethischen Begründung und greift daher zu dem sadenscheinigen Mantel einer Aftersmoral, die an die mütterlichen Instinkte des Weibes appelliert.

Es ist ein negatives Moment der Entwicklung, das zur Kinderlosigkeit führt. Das kultiviertere Volk Europas ist das kinderloseste. Kein Gesetz vermochte bisher der Kinderarmut Frank-

reichs zu steuern, und doch wird niemand zu behaupten wagen, daß es den Franzosen etwa an Geist oder an Ethik mangle.

Die geistige Entwicklung geht mit einer steigenden Sensibilisierung des Individuums Hand in Hand. Die ungeheure Sensibilität hochstehender Menschen ist eine Ueberempfindlichkeit gegen jeglichen Reiz. Der Hochkulturbewerte ist gewissermaßen ein unendlich fein gestimmtes Instrument, dessen Saiten bei dem zarresten Klang von außen miterschwingen. Je zarter die Seele, desto empfindlicher. Jeder Windhauch wird bis zur Schmerzhaftigkeit empfunden. Je banaler der Geist, desto unempfindlicher, je derber, desto brutaler und gesünder. Empfindsame Geister fliehen den körperlichen Schmerz. Die höchste geistige Produktivität hemmt die physische: Genies zeugen wenig Kinder.

Es handelt sich indessen hier nicht darum, eine wissenschaftlich-philosophische Theorie zu begründen und Stellung zur Frage der Decadence zu nehmen. Derartige, rein theoretische Betrachtungen stehen in keiner Beziehung zu einem der inhumansten Gesetze, die je am grünen Tische ausgeheckt wurden. Denn mag auch der bürgerliche Staat in seiner Naivität an eine Eugenik des Volkes denken, wenn er so tief in die menschlichen Rechte des Einzelnen eingreift. Im Grunde ist es nur ein Auswuchs der bürgerlichen Scheinmoral, die der Mutter verbietet, sich der Leibesfrucht zu entledigen, an deren Existenz sie vielleicht schuldlos ist, der sie alle Wege zu einem wirklichen Leben versperrt sieht, der nur Not, Elend und wieder Elend harzt.

Jede werdende Mutter, die sich instinktiv gegen den Mutterchaftszwang auflehnt, begeht gewissermaßen einen Akt der Notwehr, wenn sie sich der Leibesfrucht entledigt, und keine zögert, wenn sie es für nötig hält, und nimmt alle möglichen Folgen auf sich. Sie fragt nicht lange und schert sich wenig um die Gesellschaftsmoral. Aber daß sie nie Gewissensbisse plagt, daß die Frau aus dem Volke mit der Frau der oberen Schichten in dieser einen Frage vollkommen solidarisch denkt und fühlt, beweist genügend, wie wenig ihr Handeln mit wirklicher Unmoral zu tun hat.

Daß es nicht etwa Mangel an Muttergefühl ist, was einer Mutter vor sagen wir vier Kindern dazu treibt, sich des werdenden fünften zu entledigen, geht wohl zur Gemüte aus ihrer restlosen Aufopferung für die übrigen vier hervor. Man kann im Gegenteil aus ihrer Handlung den Beweis für ihre Mutterliebe führen, wenn man in Betracht zieht, daß nur die wirtschaftlichen Sorgen sie veranlassen, ein plus an Kindern zu verhüten. Sie kann ja kaum die bisherigen ernähren und kleiden. Woher aber soll sie die Mittel nehmen, auch noch für weitere zu sorgen, wenn sie nicht die Rechte der übrigen auf die tiefgreifendste Weise schmälern will.

Ist es, wie menschlich betrachtet, ein Verbrechen, wenn die Vergewaltigte, sich des ungeborenen Kindes entledigt? Ist es dem Mädchen zu verargen, das, um den beängstigenden „Schritt“ — wie eine unmerkliche Gesellschaft des Besorgens des ewigen, heiligen Gesetzes der Natur zu nennen liebt — zu verheimlichen, den heute einzigen, dazu führenden Weg einschlägt, um den Verfolgungen eben dieser Gesellschaft zu entgehen? Darin liegt ja das paradoxe der bestehenden Moral, daß das Mädchen wohl gezwungen wird, ihr Kind auszutragen, — im Falle der Auflehnung drohen ihr die härtesten Strafen, die ihre weitere Zukunft vernichten — die sie aber gleichzeitig zu einem Paria der Gesellschaft stemptet, wenn das uneheliche Wesen geboren ist. Ja nicht genug damit, sogar das Kind trägt das Schweigen des Mafels der Geburt auf der Stirne und muß seinen illegitimen Eintritt in die Welt büßen.

Solange der Mann bis zu seinem dreißigsten Jahre nur in Ausnahmefällen zu heiraten imstande ist, solange die Gesellschaft ihre Vorurteile nicht ablegt und der Staat nicht die Erziehung unehelicher Kinder und solcher mittelloser Eltern übernimmt, wird die Abtreibung ein Akt der Notwehr bleiben. Die härtesten Gesetze werden sie wohl erschweren, aber nie verhindern, ja nicht einmal erheblich vermindern können.

Das Volk leidet in seinem gesunden Denken kein Vorurteil gegen die uneheliche Geburt. Für die Proletarierfrau sind in erster Linie materielle Momente maßgebend. In anderem Lichte erscheint die „moralische“ so viel höher stehende Bürgerfrau, die das Zweikindersystem erfand, die die Kinderlosigkeit anstrebt. Ihr stehen Mittel und Wege zu Gebote, sich der unbequemen Nachkommen zu entledigen, Mittel, denen gegenüber jedes Gesetz machtlos ist. Ihr leistet die Hygiene alle Hilfe, ihr stehen Herze und geschulte Hebammen zur Verfügung. Nur die Arme, die das nötige Bestechungsgeld nicht aufzubringen vermag, wirft Gesundheit, Leben und Freiheit in die Wagtschale.

Es gibt nur einen Ausweg. Freiheit dem Erzeugern und Hilfe den Gezeugten! Hilfe im weitesten und ausgiebigsten Maße. Das ist die erste Pflicht jedes Staates. Die frische, kräftige Luft des sozialistischen Sturm, die Europa gerade jetzt stärker fühlt als je zuvor, sollte uns endlich von allem muffigen Geruch des verurteilten Mittelalters befreien. F. G.

Auf Stellungsluche.

Skizze von Hanna Eleonore Mutschke.

Ein langer, von elektrischem Licht erhellter Korridor mit vielen Türen, hinter denen Schreibmaschinengelapper und laute Stimmen vernnehmbar sind. — Dann und wann öffnet sich eine der Türen. Ein junges Ding huscht heraus. Mit belustigtem Lächeln mustert sie die Schar der Frauen und Mädchen (wohl 40 bis 50 mögen es sein), die auf eine Annonce in der Zeitung hin nun gekommen sind, sich vorzustellen. — Ja, da hatte sie auch einmal gestanden und mit klopfendem Herzen gewartet, ob die Wahl wohl auf sie fallen würde — und sie hatte Glück gehabt. — Ihr Näschchen reckt sich unwillkürlich ein Stückchen höher, dann verschwindet sie wieder im Schreibzimmer, um den Kolleginnen zu erzählen, wie viele heute wieder draussen warten.

Und die da draussen stehen — eine bunt zusammengezwürfelte Schar ist es, Mädchen und Frauen zwischen 16 und 30 Jahren. Auf den Gesichtern der jüngeren Mädchen liegt noch Spannung, Erwartung und vielleicht auch etwas Neugier. Manche von ihnen suchen ihre erste Stellung, man merkt es an ihrer Schen. Andere wieder sind recht ted und prahlen mit ihren glänzenden Zeugnissen und noch mehr — mit ihrer recht durchsichtigen Eleganz. Die meisten aber stehen da, müde, stumpf, hoffnungslos. Lange schon sind sie arbeitslos, unzählige Male schon

haben sie in Reich und Glied mit vielen anderen wartend vor den Türen der Entscheidung gestanden, — klopfenden Herzens — hoffend — wie jene Jungen, die eben ihre Jugend als wirksamsten Fürsprecher hatten. Aber immer wurden sie wieder abgewiesen, zurückgestoßen in die Hoffnungslosigkeit, in die Verzweiflung.

Jetzt kommt etwas Bewegung in die Schar, die Erste wird heringebeten — und alle warten neugierig. Kurze Zeit nur bleibt sie im Zimmer, dann kommt sie mit lachendem Gesicht wieder und die Nächste verschwindet. — „Ja, warum lachen Sie denn so?“ — „30 Mark bietet der Direktor, 30 Mark — nur 30 Mark.“ — Ein wahrer Lachkrampf schüttelte sie, — aber um den jungen Mund liegt ein harter Zug, in den Augen schimmern ganz tiefe Tränen der Empörung. Acht Jahre lang im Bürodienst und jetzt 30 Mark — nein — nein — „Hastig eilt sie an der Schar vorbei. Die Zurückbleibenden hat eine große Entnützung erfüllt. „30 Mark“ wiederholen die blaffen Lippen — „30 Mark“ lacht spöttisch manch lecher Mund, — aber keine wagt es, zu gehen, jede wartet treulich, bis sie an der Reihe ist.

Immer neue kommen hinzu — immer eine nach der anderen verschwindet im Direktionszimmer, um bald darauf mit enttäuschem Gesicht wieder zu kommen. „37 Mark bietet jetzt der Direktor.“ verkündet eine, die andere „40 Mark“. Er hat sich also doch besonnen! Neue Hoffnung wagt sich ganz zaghaft hervor.

Ein behaglich ausgestatteter Büroraum. In der Ecke ein mächtiger Schreibtisch, Klubsessel, Bilder, Blumen. Schön muß es sein, hier arbeiten zu können. Der Direktor lehnt behaglich in seinem Schreibsessel, bläst vergnügt den Rauch seiner dicken Zigarre in die Luft und läßt seine Blicke aus den kleinen, etwas zusammengekniffenen Augen über das vor ihm stehende Mädchen gleiten. — Sie steht ganz verschüchtert da und wagt den Mann kaum anzusehen. „Nun, Fräulein, ihre Zeugnisse?“ — „So, so, das ist ja ganz hübsch, aber Sie kommen für diese Stelle gar nicht in Betracht.“ — Verlegen steckt sie die Papiere wieder zu sich und verläßt mit schwerem, schwankendem Schritt das Zimmer.

Und alle, alle, die da draussen warten, prüft er mit dem gleichen Blick, ein Stück Ware abschätzend, das man möglichst billig und gut kaufen will. Die Namen auf der Liste, die vor ihm liegt, mehren sich, und irgend eine von all den vielen, die ängstlich warten, wird dann das glückliche Loos treffen für 40 Mark monatliche Bezahlung wenigstens eine Stellung zu haben, eine feste Einnahme, mit der sie bestimmt rechnen kann. — Die anderen aber müssen weiter suchen — hoffend, verzweifelt — bis sie vielleicht der Hunger und die Not auf die Straße treiben wird, in die Verzweiflung, in das sichere Verderben, — bis sie lautlos versinken im Schlamm der großen Städte. —

Der Benzinkorruptionerring.

Die „Geschenkten“ 150.000 Kč.

Dostal legt ein Geständnis ab. — Zeugeneinvernahme.

Prag, 20. Juni. Heute wurden auf dem Stadtschön die beiden letzten Angeklagten verurteilt. Stabskapitän Dostal gab zu, einen Betrag von bloß 150.000 Kronen als „Geschenke“ ohne jede Gegenleistung erhalten zu haben.

Zu Beginn der Verhandlung gibt der Vorsitzende das Programm für morgen bekannt, wo die Einvernahme von sechzehn Zeugen, darunter Svatek, Benoni, Kolben usw. geplant ist.

Stabskapitän Dostal

an, daß er sich nicht schuldig fühle, zumindest nicht im Sinne der Anklage, und schildert dann seine Tätigkeit als Referent der Finanz- und kommerziellen Abteilung insbesondere bei der Lieferung von 50 Zisternen Benzin im März 1923.

Vors.: Sind Sie Fachmann, Chemiker? Und verstehen Sie überhaupt etwas davon?

Dostal: Chemiker bin ich zwar nicht, aber ich verstehe etwas von der Sache. Außerdem habe ich mich drüber noch mit dem Oberleutnant Dr. Samanet beraten, der mit mir übereinstimmte.

Der Vorsitzende hält ihm vor, daß er da versucht habe, seine persönliche Meinung der Offizierskommission als Gutachten unterzuschleichen. Dostal weist demgegenüber darauf hin, daß sich die Offizierskommission in diesem Falle überhaupt nicht nach seinem Gutachten gerichtet habe.

Ferner gibt der Angeklagte auf Fragen an, daß er öfter bei Kolben gewesen sei, und zwar sei er von Stufka dort eingeführt worden, der ihn einmal auf der Straße fragte, ob er nicht so von einer Lieferungs-Ausschreibung wüßte.

Weiter handelt es sich um die Ausschreibung eines beschränkten Offerts auf 150 Zisternen. Dabei soll eine so kurze Offertfrist festgesetzt worden sein, daß die Firmen, die nicht schon vorher von der bevorstehenden Ausschreibung wußten, sich überhaupt nicht beteiligen konnten.

Vors.: Haben Sie etwas gezahlt bekommen? Angekl.: Ich habe nur Geschenke bekommen.

Vors.: Sie erhielten Sie also nur Geschenke und keine Bestechungsgelder? Angekl.: Bestechungsgelder nicht, aber Geschenke habe ich für jede Lieferung erhalten.

Darauf berichtet der Angeklagte über die Höhe dieser „Geschenke“.

Es sind dies 10.000 K von Malina, 10.000 K von Stufka und weitere 20.000 K von diesem für Flugbenzin. Von Benoni erhielt er für die hundert Zisternen 50.000 K und später noch einmal 50.000 K. Endlich erhielt er noch einmal einen Check auf 10.000 K.

Vors.: Also nehmen wir nun einen Bleistift und rechnen wir. Das macht 150.000 K. Das ist ein ganz schönes Geschenk. Solche Geschenke gibt man doch nicht so ohne weiteres. Versprechungen hat man Ihnen vorher keine gemacht? Hatten Sie im April die ersten 10.000 K bekommen, hatten Sie da den Eindruck, daß Sie noch weitere Beträge bekommen werden?

Dostal gibt zu, daß ihm Stufka Versprechungen gemacht habe und sagt: Herr Vorsitzender, in meinem Gewissen bin ich überzeugt.

Vors.: Wenn Sie schon von Ihrem Gewissen sprechen, dann überlegen Sie, daß gegen Sie eine Strafe von fünf bis zehn Jahren nach dem höheren Straßgesetz beantragt ist. Ihr Verständnis ist jedoch nur ein teilweises. Denken Sie an Ihr Wohl und an Ihre innere Ruhe und überlegen Sie es sich. Dann werden Sie dazu kommen, daß es besser ist, anders zu sprechen als bisher.

Der Angeklagte schweigt.

Vors.: Nach den Aussagen von Stufka und Benoni wollten Sie sich mit geringeren Geschenken nicht zufrieden geben und haben eine größere Entschädigung gefordert.

Angekl.: Keineswegs. Vors.: Dem Malina haben Sie angeblich gesagt: „So ein armseliger Patzschisch. Die haben uns gerupft. Und dem Doudela mußten Sie 200.000 K geben.“

Angekl.: Das habe ich nie gesagt! So ähnliche Ausdrücke gebraucht vielleicht Malina, ich aber nicht.

Nun kommt die Mailieferung zur Sprache, für die Svatek 400.000 K erhielt. Nach den Aussagen Dostals wurde am 26. Mai der Einlagerungsvertrag vom Kambrusel dem Minister zur Unterschrift vorgelegt. Zur selben Stunde wurde Dostal angeblich telephonisch von Doudela angerufen, er solle noch vor Ausfertigung des unterschriebenen Vertrages diesen in die Wirtschaftskontrolle bringen.

Nun kommt es zu einem erregten Auftritt zwischen Doudela und Dostal.

Doudela erklärte es als un wahr, daß er von Dostal diesen Vertrag gefordert hätte und begründet die Unwahrheit von Dostals Aussage mit den lokalen Verhältnissen in der Abteilung. Man könne in der Einkaufsstelle nicht wissen, ob Referenten da sind oder nicht.

Vors.: Sagen Sie ihm das in die Gesicht!

Doudela tritt nun knapp vor Dostal und sagt ihm: Ich habe Dir niemals telephoniert und Dich auch sonst nicht verständigt, daß Du mir den Vertrag noch einmal vorlegen sollst.

Dostal: Ich bleibe aber bei meiner Aussage, denn ich hatte ja sonst keinen anderen Grund, den Vertrag zurückzuhalten.

Prokurator: Warum sind dem Protokoll keine Preisalkulationen beigegeben?

Vert. Dr. Baß: In das Protokoll gehören nur die Beschlüsse, aber keineswegs ein Bericht darüber, auf Grund welcher Voraussetzungen die einzelnen Referenten zu ihrem Urteil gekommen sind.

Als sich der kommerzielle Sachverständige hiebei in die Verhandlung einmengen will, wendet sich der Verteidiger Dr. Baß schaf gegen ihn und erklärt, er sei als kommerzieller Sachverständiger hier, aber nicht dazu, um mit dem Verteidiger zu polemisieren.

Darauf stellt noch der Verteidiger Dostals die ihm eine ganze Reihe von Fragen, auf die Dostal präzis antwortet, so daß der Vorsitzende die Bemerkung macht: Da sieht man, wie Sie sich Ihre Aussagen vorbereitet und eingelernt haben.

Nach einer kurzen Mittagspause wurde der Major Kaplan einbernommen.

Er erklärte sich für unschuldig und erzählte hierauf in zusammenhängender Rede von seinen herzlichen Beziehungen zu der Familie Doudelas. Doudela habe ihm viele Gefälligkeiten erwiesen, besonders bei einer Krankheit seiner Frau. Er war ihm dafür natürlich dankbar. Bei einem Besuche bei ihm Doudela, er möge ihm ein kleines Palet aufheben und begründete das damit, daß er einen kleinen Jungen habe, der gern mit altem Spielzeug und darin seien verschiedene Sachen, die nicht dem Kinde in die Hände fallen sollten. Er entsprach natürlich dieser Bitte. Später habe Doudela das Palet wieder zurückgefordert und vielleicht war es die Frau Doudelas, welche ihm noch ein zweites mal ein Palet zur Aufbewahrung übergab. Erst als er von der Befragung Doudelas hörte, der ihm kurz gesagt hatte, es herrsche eine Voreingenommenheit gegen ihn und wenn etwas passieren sollte, dann möge er das Palet behalten, öffnete er das Paletchen und fand dort zu seinem Erstaunen ein Banklegitimation auf den Namen seiner Frau und einen Safe Schlüssel. In der Aufregung zerriß er die Legitimation und warf den Schlüssel zum Fenster hinaus. Die Sache ging ihm aber nicht aus dem Kopf und er ging deshalb zu dem Advokaten Lhota und fragte ihn, ob er verpflichtet sei, die Sache dem Gericht anzuzeigen. Dieser riet ihm, abzuwarten, bis er eine Vorladung bekomme und dann müsse er die Wahrheit sagen. Nach einigen Tagen kamen Detektive zu ihm. Er sagte ihnen alles und half ihnen noch den Schlüssel finden. Erst auf der Polizei erfuhr er, daß in dem Safe 100.000 K der Frau Doudela waren.

Bei der Konfrontation mit Doudela bestätigt dieser die Angaben Kaplans, fügte aber hinzu, daß in dem ersten Palet, das er dem Kaplan

Unsere Bürgerlichen zu Matteottis Tod.



„Meine Herren, ich beantrage, an Mussolini folgendes Telegramm zu senden: Wir fühlen es mit, wie schwer Ihnen die Enttötung fällt.“

übergeben habe, bloß seine Photographie und Liebesbriefe gewesen seien, die er später wieder behob und verbrannte. Das zweite Palet übergab ihm seine Frau mit der Bitte, es dem Kaplan zu übergeben. Von dem Inhalt wußte er nichts.

Darauf beginnt

das Zeugenerhör

Als erster Zeuge wird der Major Mares

von der chemischen Abteilung der Prüfungsstelle des Ministeriums einbernommen, der im wesentlichen die Angaben des Oberleutnants Rieger bestätigt. Doudela führt an, daß zwischen der Wirtschaftskontrolle und der Abteilung, in der Mares beschäftigt war, große Streitigkeiten geherrscht hätten, und daß deshalb der Zeuge nicht als unbefangener angesehen werden könne.

Das Gericht beschließt auf Antrag der Verteidigung, für morgen vormittags noch den Polizeidirektor Rintner und den Advokaten Lhota als Zeugen vorzuladen. Daraufhin wird die Verhandlung um halb drei geschlossen.

Prag, 20. Juni. Vor dem Strafgericht hielt heute der Verteidiger Bedk, Dr. Schauer, sein Plädoyer. Er spricht — auf Bitten Bedks — nicht weiter über dessen Verdienste als Legionär und verweist auf die glänzende Karriere seines Klienten. Die ganze Anklage gegen ihn beruhe auf den Zeugenaussagen Benonis, der bei der Konfrontation seine Behauptung, Dr. Bedk habe von den Bestechungen gewußt, nicht wiederholen konnte. Auf Grund dieser einen Verdächtigung wurde Bedk vier Monate in Haft behalten. Für seinen Klienten sei es unmöglich gewesen, sich beim Unterschreiben der vielen Anweisungen bei jeder einzelnen nach ihrem Zweck zu erkundigen. Er plädiert für den Freispruch seines Klienten.

Nach ihm kommt Dr. Bittel, der Verteidiger des Oberdirektors Sip, zu Worte und wandte sich ganz besonders gegen die Behauptung des Polizeirates Rintner, daß Sip schuldig sei, obwohl es sich hier offenbar um einen ganz subjektiven Eindruck handeln könne.

Hierauf trat der Verteidiger Fouskas, Dr. Svoboda, ebenfalls für den Freispruch seines Klienten ein.

In der nachmittägigen Verhandlung sprachen Dr. Stern, der Verteidiger der Frau Doudela, der darlegte, daß seine Klientin auch bei strengster Beurteilung straffrei ausgehen müsse, da eine ganze Reihe von mildernden Umständen in Betracht kämen.

Dr. Veselch, der Anwalt der Frau Svatek, wies insbesondere die Behauptungen von dem luxuriösen Leben in ihrem Hause zurück.

Dr. Keller, der Verteidiger des Rejedy, beschäftigte sich in scharfer Form mit der Anklage, die er für all und nichtig erklärte, und warf dem Staatsanwalt vor, daß er bei Adam anfang und sogar den alten Franz Josef aus dem Grabe zog, und daß er geradezu die Gasse auf die Angeklagten geheißt habe. Er erhielt dafür vom Vorsitzenden einen Ordnungsruf.

Zuletzt kam der Verteidiger Svateks, Dr. Spalek, zu Wort, der erklärte, die Anklage gegen Svatek beruhe nur auf der Aussage, daß die Frau Doudelas 200.000 K bekommen hat, dies

sei aber kein Grund, um einen so verdienstvollen Mann wie Svatek zu verurteilen. Auch er bittet daher um den Freispruch seines Klienten.

Die letzten Schuldrofflungen in Prag.

Protestversammlung des Elternbeirates des Realgymnasiums in der Heinrichsgasse.

Prag, 20. Juni. In einer heute stattgefundenen Sitzung des Elternbeirates des Realgymnasiums in der Heinrichsgasse erstattete nach einem Bericht des Vorsitzenden über den tatsächlichen Stand der Angelegenheit Abg. Genossin Deutsch ein Referat über ihre Vorprache beim Minister Marobie. Im Laufe der Aussprache erfuhr Genossin Deutsch, daß das Ministerium die Administrative vereinfachen, d. h. die Kosten für das Prager deutsche Schulwesen herabsetzen wolle. Der eigentliche Grund der Sperrmaßnahme aber sei politisch, denn es wurde ihr stets erklärt, daß die tschechischen Schulen 500 bis 600 Kinder zählen, während die deutsche Mittelschule nur einen Schulbesuch von 200 bis 250 Kindern aufzuweisen habe. Da wollte eben das Ministerium Remedur schaffen und in Prag nur drei deutsche Mittelschulen bestehen lassen, und zwar ein humanistisches Gymnasium, ein Realgymnasium und eine Realschule. Abg. Genossin Deutsch habe bei der Intervention betont, daß es unmöglich sei, drei deutsche Mittelschulen — die Auflösung des Realgymnasiums in der Nikolberggasse war geplant — auf einmal zu sperren, die noch dazu über eine genügende Schülerzahl verfügen. Der Minister wurde ersucht, sich von den Verhältnissen im Realgymnasium in der Heinrichsgasse selbst zu überzeugen. Bei der Intervention habe man den Eindruck gewonnen, daß die ganze Verfügung nichts anderes sei als ein Vorstoß der nationaldemokratischen Partei, die die Abwesenheit des sozialdemokratischen Ministers Bechyně ausnützen wolle. Es wurde auch dem Minister ganz unverblümt gesagt, daß der überraschende Erlaß gegen das deutsche Schulwesen nur eine Folge der Koalitionskrise sei. Schließlich wurde erreicht, daß der Auflösungserlaß zurückgezogen wurde. Die Verhandlungen wegen der zwei anderen Mittelschulen dauern noch an. Bemerkenswert ist der Ausspruch des Sektionschefs Valouch — als er über die Angelegenheit des Realgymnasiums in der Nikolberggasse befragt wurde — daß er den diesbezüglichen Auflösungserlaß nicht zurückgehalten habe; es sei ihm unerklärlich, daß der Erlaß noch nicht herausgenommen sei. Die Rednerin erklärte zum Schluß, daß, wenn sich die Prager deutsche Öffentlichkeit nicht so energisch gegen die Sperrung des Realgymnasiums in der Heinrichsgasse zur Wehr gesetzt hätte, das Ministerium bestimmt noch andere deutsche Mittelschulen gesperrt hätte.

Der Vorsitzende ersuchte hierauf die Abgeordneten, sie mögen im Unterrichtsministerium intervenieren, daß der schriftliche Bescheid über die Zurückziehung des Auflösungserlasses der Anstaltsdirektion ehestens übermittelt werde. Als Protest werde die Versammlung eine Entschließung annehmen, welche dem Unterrichtsministerium überreicht werden wird. Die Entschließung wird der Elternbeirat im Einvernehmen mit den Abgeordneten abfassen.

Wegen Stromstörung in der Druckerei konnten die nach Mitternacht eingelangten Meldungen nicht mehr gesetzt werden.

Die Redaktion.

Devisenturfe.

Die tschechische Krone notiert in:

Table with exchange rates for New York, Paris, Berlin, and Wien.

Alkohol und Unfallgefahr.

Dass durch den Alkoholgenuß die Unfallgefahren ungemein erhöht werden, darüber gibt es zahlreiche statistische Untersuchungen aus den verschiedensten Ländern.

Aus der Tschechoslowakei hatten wir bisher keine ähnlichen Untersuchungen aufweisen können. Obwohl die Belastung der Arbeiterversicherung durch den Alkoholismus in der Tschechoslowakischen Republik zweifellos eine ganz bedeutende ist...

Die Orangen von Taggia.

Sie sind so wundervoll süß gewesen, diese Früchte, viel aromatischer und viel saftiger und viel süßer als die, so man in Ästen von Palermo, Messina und Catania verschafft.

Sie kamen aus den Gärten Taggias, eine Stunde östlich von San Remo, wo das Capo Verde aus dem blauen Schoße des Meeres steigt.

zigen Zweig mit vier bis fünf leuchtenden und dunkelgelben reifen Früchten um zwanzig Centesimi erhielt.

Ja der Krieg! Die Erde, von der ich so eben sprach und an der Giacomo immer stand, ist so etwas wie das Herz San Remos.

Ganz anders verhält es sich mit Giacomo. Die seltsame, ja schwermütige Betonung, die er auf das Wort „le ultime“ legte...

Mein Blick fiel auf einen Krüppel, einen „mutilato della guerra“, wie man das hierzulande nennt. Denn der etwa dreißigjährige Giacomo Campi, der mir hier die süßen Früchte aus den Orangengärten von Taggia anbot...

So viel stellte ich bei der ersten Begegnung fest in den wenigen Sätzen, die ich damals mit Giacomo Campi getauscht habe.

Mit der zitternden Linken, die ihm allein noch geblieben war, reichte er mir die süßen Früchte aus dem Orangengarten in Taggia gerade in dem Moment, als ein feierlicher Zug von der Stazione herkommend, über den Corso Umberto nach dem Mercato einbog.

In der Mitte dieses Zuges zwei mit Kränzen und Fahnen bedeckte Bahnen. Klein und unansehnlich, kaum die Vorstellung erweckend, daß hier der Leichnam eines Menschen gebettet sein könnte.

Giacomo Campi, der eine ausgeübte Militärmütze auf dem Kopfe trug, entlockte das Haupt. Ich tat es ihm nach, wußte ich doch, um was es sich hier handelte.

Das lag also auf diesen kleinen Bahnen unter den Blumen und der Tricolore. Die Knochen, die man heute nach sechs oder mehr Jahren allein noch gefunden haben mochte!

Als der Zug an uns vorübergeschritten war, leuchteten die dunklen Augen Giacomo Campis, und ich wurde den Eindruck nicht los, daß er diese armen Knochen um ihr Schicksal beneidet.

Er war noch heute ein schöner Mensch, trotz der eingefallenen Wangen, deren Fülle das Opfer der erbarmungslosen Tuberkulose geworden, und trotz des belagerten Anblicks, den er mit dem Stumpfe seines verlorenen rechten Armes bot.

Und der Zufall, dieser große Freund des Menschen und des Lebens, ist mir zu Hilfe gekommen. An einem Abend, weiß der liebe Himmel, wie ich dazu kam, betrat ich eine kleine Osteria an der Via Cavour.

Es war kurz vor den Wahlen, und die Luft war, wie immer in solchen Zeiten, mit politischer Schwüle geschwängert.

Den Mittelpunkt der Unterhaltung bildete die feierliche Bestattung jener Knochenreste aus Frankreich, über die erst ein paar Tage dahingegangen waren.

Die Meinung meiner Tischgenossen war geteilt.

*) Die letzten Orangen von Taggia, Herr

Ein ganz besonders Wohlgenährter, der wohl der edlen Gilde der „pescecanti“ angehören mochte, er hatte eine Flasche Falerner vor sich stehen, war Feuer und Flamme.

„So ehrt das Vaterland seine Helden“, kam es im Tone der Begeisterung von seinen fetten Lippen. Und dann fuhr er fort:

„Die Ordnung ist wieder hergestellt, Freunde! Der ehrsame Bürger kann in Ruhe schlafen!“

Dabei erhob er sein Glas und brach alsdann in die wie selbstverständlich ammutenden Worte aus:

„Evviva il fascismo!“

Sie mußten ihm geläufig sein, das war gar nicht anders möglich, denn eben riefen sie in großen Lettern von allen Straßenecken San Remos und schrien einem jeden, ob der das hören wollte oder nicht, in die Ohren: „A me!“

Und doch! Der kleine, zierliche Mensch, der dem Wohlgenährten am Tische gegenüber saß, setzte sofort einen Dämpfer auf diesen Enthusiasmus.

„Du magst ja mit dem Kriege recht zufrieden gewesen sein, Alessandro“, meinte er ironisch und jedes seiner Worte bewußt betonend.

Der dritte der Tafelrunde, der sich gleich dem Klavierhändler mit einem Quinto da Basto begnügte, zollte den Worten, die da soeben gefallen waren, lebhaften Beifall, und in diesem Augenblick trat, wie gerufen, ein Bild des Jammers, Giacomo Campi über die Schwelle der Osteria.

Bei diesem unerwarteten und unliebsamen Anblick blieb dem Wohlgenährten seine Entgegnung im Halse stecken.

Giacomo Campi handelte des Abends, nachdem er am Tage auf dem Markte seine Orangen aus Taggia losgeworden war, mit Cerini (Nachsterzen), welche die Aufschrift Pro Mutilati für die Kriegsinvaliden trugen.

Er trat an den Tisch und hielt uns mit der zitternden Linken die kleinen Pappschächtelchen mit den niedlichen Bildern hin, auf denen das Strandleben am Lido in wenigen Strichen, aber charakteristisch, wiedergegeben ist.

Der Wohlgenährte knurrte etwas Unverständliches in den Bart. Ich begriff es nicht, aber es konnte recht gut verdammte Bettelei oder so ähnlich lauten.

Und doch, er schämte sich offensichtlich und nahm daher dem Mutilato drei Schächtelchen seiner Cerini ab.

Der Klavierhändler winkte dem Cameriere: „Geben Sie Giacomo ein Quinto Rostano“, ordnete er an.

Erst nachdem er einen scheuen Blick des Zweifels oder der Bitte auf einen jeden von uns geworfen hatte, als gehöre er, der für das Vaterland Schwerverwundete, doch nicht in unsere Gesellschaft, nahm er Platz. Es machte den Eindruck, als habe er lange seinen Vins mehr getrunken, denn auch dieser ist in diesen gesegneten Gefilden von Ernte zu Ernte trotz allem teurer geworden.

Und an jenem Abend hat mir Giacomo Campi seine Geschichte im Zusammenhang erzählt. Sie ist wenig außergewöhnlich, nein, sie ist alltäglich diese Geschichte und kann in zwei Zeilen zusammengefaßt werden.

Als Italien im Frühling 1915 in den Weltkrieg eintrat, zählte Giacomo Campi aus Taggia neunzehn Jahre. Er war verlobt mit Giulia Censi, die in der Zwischenzeit einem Gefunden, der unabkömmlich geblieben war, drei niedliche Kinder geschenkt hat.

Das ist seine Geschichte.

Vielmals hat mir Giacomo auf dem Mercato die süßen Früchte aus dem Garten seiner Mutter auf dem Mercato in San Remo gebracht.

Doch eines Morgens fehlte er an der Ecke der Via Palazzo und reichte mir seine süßen Früchte nicht.

Ich wußte mir keine Erklärung; bis ich heute im „Secolo XIX“ das folgende las:

„Man telegraphiert uns aus Taggia: Gestern Abend gegen sechs Uhr benützte der neunundzwanzigjährige invalide Giacomo Campi die Abwesenheit seiner Mutter, um sich aus dem Fenster zu stürzen. Der Unglückliche war sofort tot. Er hatte im Trento seinen rechten Arm infolge einer Verwundung verloren und litt seit sieben Jahren an unheilbarer Tuberkulose.“

Weiter nichts. Ich kann versichern: wenn ich eines nicht loswerde, dann ist es die Betonung des Wortes „ultime“ in dem Angebot Giacomos: „Le ultime arance di Taggia.“

Ein belangloses Erlebnis.

Von Bruno Vogel.

Mein Freund Karl erzählte: Es ist ein gänzlich belangloses Erlebnis. Aber es stimmt mich immer traurig, wenn ich davon denke.

Durch irgend einen Zufall war ich in die Versammlung einer deutschvölkischen Jugendgruppe geraten. Ein Greis hockte hinter dem Rednerpult und krächzte über „Das Gebot der Stunde“. Mit historischen, kulturpolitischen, biologischen, ethischen und anderen Argumenten bewies er die Unentbehrlichkeit des Krieges und seinen Wert für die Höherentwicklung des Menschengeschlechts.

Nach dem Vortrag erschien, zur allgemeinen Verwunderung, ein noch junger Mensch auf dem Tribüne.

„Dieser Herr“, erklärte der Versammlungsleiter, „wünscht einen Einwand gegen die Ansicht unseres verehrten Führers vorzubringen.“

Unwilliges Zögern und empörte Jurste ließen ahnen, daß die deutschvölkische Jugend diesem Unterfangen ablehnend gegenüberstand.

„Ich bitte, diesen Herrn ungestört sprechen zu lassen, dann werden wir wissen, wie wir uns mit seiner irrigen Meinung auseinandersetzen haben.“

Der tobende Protest wurde Schweigen, effische hundert Jungen starrten diesem Herrn mit der irrigen Meinung sah. Hohn, Verachtung entgegen.

Der begann: „Ich weiß ich, ob die vielen Millionen Toten des Weltkriegs der gleichen Ueberzeugung wären wie einer verehrter Führer. Aber sie sind schon lange verfault und haben nichts zu sagen. Den Lebenden gehört die Welt.“

Es war in Polen.

Nacht für Nacht rann die Ruffen gegen unsere Stellung an. Meist kurz vor Mitternacht sahen wir sie über den Kommand der Geländewelle im Osten gleich schwarzen Fackeln hüpfen.

Nach zwanzig, dreißig Minuten war alles getan. Das Artilleriefeuer verstummt allmählich, und nur noch vereinzelt Knallen zielloser Geschosse oder unheimliches Klaffen eines Maschinengewehres störte die Stille des Schlachtfeldes.

Bisweilen zeigte eine Leuchtkeule den Zapfenposten, wie nachdrücklich das deutsche Sperrfeuer die Feinde zerhackte.

Nach zwanzig, dreißig Minuten war alles getan.

Das Artilleriefeuer verstummt allmählich, und nur noch vereinzelt Knallen zielloser Geschosse oder unheimliches Klaffen eines Maschinengewehres störte die Stille des Schlachtfeldes.

Bald glühte hinter den feindlichen Linien die Mogenrotte eines neuen Tages auf, und die Sommernebel begannen, die russischen Sturmbatterien der vergangenen Nächte zu stinkender Fäulnis zu locken.

Wenn der Wind von Osten kam, dann mußten wir uns eubrecken und konnten nichts mehr essen, bis er sich wieder drehte. Manchmal brachte er das erschöpfte Winkeln verwekender Verstümmelter mit.

Zwanzig Nächte waren so verfloßen, die siebzehnte verlief etwas anders, unwesentlich anders.

Der Sturmangriff war gegen halb 12 Uhr zusammengebrochen, wie sonst wurde es stiller. Nur ein einziges russisches Geschütz feuerte weiter, in ziemlich regelmäßigen Zeitabständen zwischen uns und die feindlichen Gräben — tonter Windgänger.

Anfangs lachten wir über die vielen Festgeburtten, aber zwei Minuten eine, dann fiel uns das widerwärtige Kreischen ein wenig auf die Herzen. Es klang häßlich, gellend, wie manchmal Straßbahnwagen, wenn sie durch Kurven fahren.

„Verdammt, kann sich die Hölle Kamone denn gar nicht beruhigen!“

„Als ob die Hölten nicht wenigstens mal zur Abwechslung ihren Mist wo anders abladen könnten!“

„Zum Berrücktwenden!“

Es wird quälend.

Zwei Minuten vergehen, und wieder das wutheulende Schreien einer nichtkrieperten Granate.

Und wieder lauert das Schweigen.

Und dann: Uii —

Wie eine aufdringliche, schenftlich Golluzination die man gern verschleiden möchte — man weiß genau, daß es nur ein Traumbespensit ist — und die unerbittlich notwendig immer wieder zurückkehrt und das unermüdete Hirn beinigt.

Wir warten. Bis die zwei Minuten um sind. Sie werden immer länger, die Schreie der Windgänger füllen sie mit hinlofer Furcht.

„Wenn es bloß bald hell werden wollte!“

Endlich dämmert der Morgen. Und wir erkennen, wir erkennen, daß es keine Windgänger sind, die so kreischen.

Sondern ein Mensch.

Alle zwei Minuten sehen wir ihn, ungefahr 300 Meter von unserem Drahtverbau.

Alle zwei Minuten schnell ihn unsofhabare grausame Dual ein Stück über den Boden, waagrecht liegt er einen Augenblick in der Luft, krümmt sich und fällt nieder. Wie Fische auf dem Trocknen. Dabei schreit er so wie Windgänger.

Alle zwei Minuten sehen wir das. „Es ist nicht zum aushalten!“ flüstert heiser jemand von unserer Beobachtungsmannschaft.

*) Es lebe der Faschismus.

*) Haifische.

E. S.

Ja, es ist nicht zum aushalten. Wir richten unser Maschinengewehr ein. Alle zwei Minuten schießen wir.

Der ganze Abschnitt feuert auf den armen Russen.

Das Grauen ist kein guter Schütze, erst gegen 3/5 Uhr haben wir ihn getroffen.

Die entscheidende Zeit der zwei Minuten war vorbei.

Die Augen der deutschböhmischen Jungen, die vorher so fanatisch und haßfroh gefunkt hatten, waren weicher geworden, nachdenklich oder erschüttert.

Weiter sprach der Herr mit der irrischen Meinung:

„Eine Frage möchte ich an euch richten, ihr Jungen, die ihr noch ein Leben voller Hoffnungen und Werte vor euch habt. Wenn ein jeder von euch genau wüßte, daß er morgen, daß er jemals in seinem Leben so sterben muß, wie jener Russe, hielte er dann auch noch den Krieg für das Gebot der Stunde?“

„Wenn ihr wüßtet —“

Da erkerte die heisere Krähensstimme des verehrten Führers: „Dumme Schurken!“

Die nun folgende Viertelstunde brachte dem Schurken und mir die Überzeugung bei, daß das dort verformte edle Germanenblut überaus behendhaft zu prüfeln verstand, eine subjektive Empfindung, die durch die Diagnose eines Arztes ihre objektive Bestätigung erhielt.

Wie gesagt, ein ganzlich belangloses Erlebnis. Eigentlich auch nicht verwunderlich, war doch von jeher die Faust der höchste Gipfel des Geistes, und was der Faust nicht gelingt, das tut eine Angel.

Das arme Dirnlein.

Von Roda Roda.

Da war einmal ein Dirnlein, juwamm und lauber; doch die Eltern waren ihm gestorben, die Brüder nicht eben wohlgefinnt. — Da beschloß das Dirnlein, in die Stadt zu gehen und einen Dienst zu suchen. Richtig ging es in die Stadt und trat gleich ins erste Haus — zu einem Kaufmann. Er tänzelte geschwind herbei und fragte mit freundlichem Lächeln: „Wehl, Schokolade oder Heringe gefällig, schönes Fräulein? Eventuell frisches Waschlau angenehm? Belieben vielleicht Zitronen und Mandis?“

„Rein“, sagte das Dirnlein verwundert, „ich suche einen Dienst.“

„Um, so. — Wer ist man denn?“ antwortete der Kaufmann um einen Ton kälter.

„Ja — kennen Sie mich denn nicht?“ rief das Dirnlein. „Ich bin die deutsche Sprache.“

Da sagte der Kaufherr: „Im angenehmen Besitz Ihrer geschätzten mündlichen Offerte vom 19. currentis bedauern wir, durch Vorliegendes erwidern zu müssen, daß wir in offerierten Leistungen bereits mit kommerziell geschulten Kräften hinreichend versehen, und sind wir daher in angezogenem Artikel derzeit bedarfslos.“

Das Dirnlein verstand kein Wort, las aber aus den Mienen des Kaufherrn die Abweisung und schritt weiter, um sein Glück im Nachbarhaus zu versuchen. Dort schaltete der Redakteur des Intelligenz-Journals, Herr Doktor Papierdeutsch. Er legte alsbald die Schere beiseite und sprach: „Unter den mannigfachen Forderungen des Tages, welche derselbe einem vielgeplagten Ritter von der Feder zu Gehör bringt, kann diese Forderung platterdings als eine der eigenümlichsten bezeichnet werden. Dieselbe ist in ihrer Gänge ein charakteristisches Bild der völlig aus der Luft gegriffenen, bestenfalls auf entschwindenden Traditionen begründeten, nichtsdestoweniger jedoch sowohl im Wertkreis, als auch über denselben hinaus weit verbreiteten Ansicht, daß die Fähigkeit des logischen Gedankenausdrucks in der deutschen Sprache mit der Kenntnis derselben in mehr als fakultativem Grade verbunden sei.“

Das Dirnlein verstand wieder nicht und brachte seine Bitte im dritten Haus vor. Da wohnte der Antimann. Er hörte kaum hin. „In Erwägung“, sagte er, „daß Beientin vermögige Mangels der im Sinne wiederholt erfolglichen Dekrete der k. k. Oberbehörden erforderlichen Studiennachweise zu der ihrerseits erstrebten Position hieraus als unqualifiziert bezeichnet werden muß, findet das Amt zu entscheiden, daß Beientin unter Wahrung des ihr laut Paragraph 137, Alinea c), an der zitierten k. k. Behörden obliegenden Rekursrechtes abweislich zu beschreiben sei.“ Er wollte noch weiter schwätzen, das Dirnlein aber lehnte ihm nunmütig den Rücken und schritt fort — aufs Feld hinaus, ein Bächlein entlang.

Unter den Weidenbüschen sah ein Jüngling mit himmlisch klaren Augen und träumte im Wachen. Als er des Dirnleins Schritte hörte, schrak er selig empur. Als er ihr holdes Angesicht sah, da meinte er vor Glück sterben zu müssen. Er eilte auf das Dirnlein zu und schloß es in seine Arme, so fest, so treu und innig, daß ihm das Dirnlein gar kein mißte, ob es wollte oder nicht. Und sie küßten einander und liebten einander, nimmer voneinander — die deutsche Sprache und der deutsche Dichter.

Volkswirtschaft.

Um das Öl.

Im politischen und wirtschaftlichen Kampf um das Öl, der die Weltpolitik seit dem Kriege zum guten Teil beherrscht, traten wichtige Veränderungen ein. Die beiden Weltkräfte, der amerikanische Standard-Oil- und der vorwiegend unter englischem Einfluß stehende Shell-Trust, die in schärfstem Gegensatz zueinander standen, haben vor kurzem eine Vereinbarung getroffen. Man weiß nicht genau, welchen Umfang diese hat. Dem in der Regel sehr gut unterrichteten französischen Wirtschaftspolitiker De-la-isi zufolge erstreckt sie sich auf ein sehr weites Feld, während sie nach dem „Manchester Guardian“ nur die russischen Oelfelder betreffen soll. Die beiden großen Trusts hätten demzufolge die Absicht, die Ausbeutung der russischen Oelfelder gemeinsam zu übernehmen, bei Entschädigung der übrigen Oelkapitalisten, die früher in Russland Oelgruben besaßen. Wie sich Russland dazu stellt, ist unbekannt, jedenfalls könnte es die erwünschte innere Anleihe für Wiederaufbauzwecke im Betrag von 25 Millionen Dollar am leichtesten von den beiden Weltkräften erhalten. Das englische Oelkapital hat in den letzten Jahren dem amerikanischen Einfluß nach Äthien gewähren müssen, und zwar war dies der Preis für eine politische Verständigung zwischen beiden Staaten. In der türkischen Oelkonzeptionsgesellschaft, die die Trägerin der mesopotamischen Oelkonzessionen ist, sind gegenwärtig die vier Staaten: England, Amerika, Frankreich und die Türkei in gleicher Höhe beteiligt. Frankreich vermochte bereits früher als Amerika, nämlich schon auf der Konferenz von San Remo 1920, seinen Anteil von England zu erzwingen. Auch die riesigen Oelreserven um Mossul gehören dieser Gesellschaft. Ueber die territoriale Zugehörigkeit Mossuls herrscht aber heute noch Uneinigkeit. Die Verhandlungen zwischen England und der Türkei über diesen Gegenstand haben sich in dieser Woche zerlegt. Die Türkei beansprucht die Gebietshoheit über Mossul für sich, während England sie dem vor ihm geschaffenen und unter seinem Mandat stehenden mesopotamischen Staat Irak zuschlagen möchte. Laut Bestimmung der zweiten Konferenz zu Lausanne, muß die Frage der Zugehörigkeit des Mossulgebietes — für den Fall einer Ergebnislosigkeit der Verhandlungen zwischen England und der Türkei — vor den Völkerbund gebracht werden. Da aber der Lausanner Vertrag noch nicht ratifiziert ist, wird sich die Türkei unter diesem Vorwand dem Spruch des Völkerbundes, dem sie seit dem Schiedsspruch über Oberschlesien kein Vertrauen mehr entgegenbringt, entziehen. Hier soll noch über den Verlauf des amerikanischen Oelstandes berichtet werden. Wie noch in Erinnerung sein dürfte, sind vor einigen Monaten unerhörte Bestechungen von hohen Staatsbeamten seitens der Oelmagnaten aufgedeckt worden. Es wurde eine Untersuchungskommission eingesetzt, die die Korruption in helles Licht stellte. Sämtliche Anklagen wurden bewiesen, ja durch die ermittelten Tatsachen sogar noch übertrieben. Man erwartete Bestrafung der Schuldigen und Reinigung des Beamtenkörpers. Das Gegenteil ist erfolgt. Neht beschuldigen die leitenden Politiker die Ankläger, daß sie dem Ruf des Landes geschadet hätten und erklären ein Land könne sich nur beglückwünschen, wenn nicht mehr als 30 Prozent seiner Beamten der Bestechung überführt werden könnten! Wieviel Millionen Dollars haben die Oelkapitalisten für die Vernichtung ihrer schmutzigen Angelegenheiten wieder ausgegeben! Es gehört noch in dieses groteske Bild, daß der Oelmagnat Sinclair, der der Hauptbeteiligte bei der Bestechung von hohen Beamten war und dadurch ungeheure Besitztümer und Gewinne erwarb, sich gegenwärtig in Europa befindet, und sich um den Thron Albanens bewirbt.

Die Beschlüsse des Internationalen Soziologischen Kongresses, der vor kurzem unter Teilnahme der bekanntesten Vertreter der soziologischen Wissenschaft in Rom stattfand, verdienen die größte Beachtung. Die Forderungen des Kongresses auf wirtschaftspolitischen Gebiet sind durchweg die gleichen, welche von den sozialistischen Parteien Europas als Forderungen für die gegenwärtige Wirtschaftspolitik und von ihren Feinden als naiv, undurchführbar, ja als verderblich verworfen werden. Im Namen der wirtschaftlichen Solidarität der Völker verlangt der Kongreß unter anderem: 1. Daß die glücklicheren Nationen, welche größeren Nutzen aus dem Kriege gezogen haben, denen, die sich in gedrückter Lage befinden, helfen sollen, ihre Budgets zu heilen, ihre Währungen zu stabilisieren und ihre produktiven Energien zu vermehren. 2. In den Handelsbeziehungen soll das verderbliche System des Hochschutzes verschwinden. 3. Es soll eine gleichmäßige Verteilung der Rohstoffe, die der Industrie unentbehrlich sind, stattfinden. 4. Wird eine größere Freiheit der Ein- und Auswanderung verlangt. 5. Die genossenschaftlichen Einrichtungen sollen in jedem Lande verstärkt und ihre internationale Zusammenarbeit gefördert werden. 6. Das Problem der Arbeitslosigkeit wird in Verbindung mit dem der Auswanderung betrachtet und es wird verlangt, daß die Lasten der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit ausschließlich von den Arbeitgebern getragen werden sollen. Die weltpolitischen Probleme, die sich insbesondere mit Russland, mit den nationalen Minderheiten in den verschiedenen Ländern und mit den Problemen der sogenannten niederen Klassen befassen, werden durchweg in demselben Geist behandelt wie die wirtschaftspolitischen. Der Entwurf Russlands

in den Völkerbund, die Schaffung eines internationalen Antes unter der Führung des Völkerbundes zum Schutz der eingeborenen Arbeiter und eines Organs zur Beobachtung und Untersuchung der Wünsche der nationalen Minderheiten sowie Sanktionen des Völkerbundes gegen Verletzung der Minderheitsrechte wurde in den Kongreßbeschlüssen gefordert.

Das patriotische Kapital. Auf den Sieg der französischen Antiparteien erfolgte ein scharfer Rückgang des französischen Frankens, der immer noch anhält. Auch sind die Kurse der Aktien und der Staatsanleihen beträchtlich zurückgegangen. Juxta dachte man, daß der Rückgang aus der Angst entspringen sei, daß die amerikanische Morgengruppe, die Frankreich gelegentlich des großen Frankenturzes ein kurzfristiges Darlehen gewährte und dafür bindende Zusagen von Vornhere erhielt, der neuen Regierung die Verlängerung der Anleihe verweigern könnte. Es hat sich aber herausgestellt, daß diese Anleihe bereits zurückgezahlt ist. Die Nationalbank war in der Periode, als die Spekulanten für die Deckung ihrer Schulden Franken kaufen mußten, in der Lage, billig Dollars aufzukaufen, woraus nicht nur die Anleihe getilgt, sondern noch ein beträchtlicher Gewinn für die Bank übrigblieb. Der Frankenturz und dessen Andauern nach dem Siege der Linken hatte einen anderen Grund: die Kapitalisten hatten Angst vor einer Vermögensabgabe bekommen. Das steuerliche Programm Herrriots ist radikal, es will mit dem gegenwärtigen System der ungerechten Verbrauchssteuern, die mehr als die Hälfte der Staatseinnahmen ausmachen, aufräumen, und den Besitz stärker heranziehen. Demzufolge hat — trotz scharfer Androhung seitens Herrriots — die Flucht des Kapitals nach dem Ausland eingesetzt, die den inländischen Geldwert wie auch die Kurse wieder herabdrückte. Beim beginnenden neuen Frankenturzes erschien dann die Spekulation wieder auf dem Plan und hat zur weiteren Verschlechterung der Valuta beigetragen.

Verbreitet den „Sozialdemokrat“.

Bildungsarbeit.

Auf dem Weg zur Arbeiterhochschule.

Die Metallarbeiterschule in Reinditz, die in den letzten Wochen im Kolonadaleszenzenheim in Reinditz bei Auffig in Form eines Internates und mit besten Lehrern erfolgreich durchgeführt wurde, wird in einem Aufsatz „Neue Wege gewerkschaftlicher Bildungsarbeit“ in der letzten Nummer der „Gewerkschaftlichen Rundschau“ ausführlich besprochen. Mit dieser ersten Gewerkschaftsschule, heißt es in den Schlussworten des Aufsatzes, ist auch unsere Gewerkschaftsbewegung in ein neues Stadium der Entwicklung eingetreten, denn der Internationale Metallarbeiterverband bringt damit zum Ausdruck, daß die bisherigen Schulungs- und Bildungsmöglichkeiten schon zu eng sind und für die geänderten Verhältnisse nicht mehr ausreichen. Der erste Schritt auf diesem Wege ist gemacht, das Terrain ist gangbar befunden worden. Es ist trag- und ertragsfähiger Boden, auf den sich die Gewerkschaftsbewegung nun begibt. Und wenn erst einmal der größte Teil unserer Gewerkschaften diesem ersten Beispiel folgen wird, wird erst offenkundig werden, wie viel wertvolle Energien heute in der Gewerkschaftsbewegung noch brach liegen. Doch wir haben keine Ursache zu klagen, sehen wir doch, wie es vorwärts geht. Aus kleinen Anfängen heraus ist die Gewerkschaftsbewegung zu einer achtung gebietenden Faktor geworden, der im Wirtschaftsleben keine unbedeutende Rolle mehr spielt. Eine knapp vierzigjährige Entwicklung hat den Aufgabenzirkel der Gewerkschaften so erweitert, daß deren Grenzen heute kaum geahnt werden. Und so ist denn die Bewegung über die einstigen Vertrauensmännerkurse zu Betriebsrätelehrenschulen doch auch über diese hinaus bereits zu Hochschulfürs für Werkstättenvertrauensmänner gekommen. Dabei ist aber heute schon klar, daß die Entwicklung auch bei dieser Stufe nicht halt machen wird und über kurz oder lang wird auch auf dem Boden dieses Staates die Frage der „Arbeiterhochschule“ auf der Tagesordnung stehen.

Kampf gegen die Schundliteratur. Unsere Auffiger Genossen veranstalten am 21. Juni abends auf dem Marienberg eine proletarische Sonnwendfeier und fordern die Auffiger Arbeiterschaft auf, Schundliteratur (Indianerbüchlein, Skrifale und militaristische Literatur) zu sammeln und sie der Jugendorganisation für das Abbrennen des Holzstoßes zur Verfügung zu stellen.

Johannisbader Ferienkurs. Der Verband der Textilarbeiter, Gau Trautenaub, plant im August die Abhaltung eines Ferienkurses im Arbeiteranatorium Johannisbad. Als Lehrkräfte für die Einführung in den Sozialismus sind die Genossen Hofbauer, Roscher, Stern und Strauß in Aussicht genommen.

Eine Arbeiterkulturwoche in Leipzig. In Verbindung mit dem Leipziger Gewerkschaftsfest, das durch die Pflege des Massenspiels im freien kulturell von mehr als lokaler Bedeutung ist, findet vom 2. bis 6. August eine Arbeiterkulturwoche statt (jedes Jahr soll die Woche in einer anderen größeren Stadt sein). Zur Auf-

führung gelangt Töllers Wandlung. Im Rahmen der Kulturwoche findet der mitteldeutsche Jugendtag statt, ferner der Gewerkschaftsfest, eine Tagung der Bildungsausschüsse, ein Studenten- und Lehretag. Vom 28. Juli bis 2. August findet in Linhardt bei Raunhof ein Arbeiterbildungskurs unter der Leitung des Genossen Luitpold Stern statt.

Kunst und Wissen.

Spielplan des Neuen Theaters. Heute Samstag „Elektra“, morgen Sonntag nachmittags „Tiefenland“, abends „Der ledige Schwiegersohn“.

Spielplan der Kleinen Bühne. Heute Samstag „Das Kamel geht durch das Nadelohr“, morgen, Sonntag, „Die Sache mit Lola“.

Bereinsnachrichten.



Touristenverein „Die Naturfreunde“, Ortsgruppe Prag. Sonntag, den 22. Juni Ausflug und Arbeitspartie nach Schelefen, Ferienwohnung der Naturfreunde. Von dort aus Ausflüge nach Wunisch, in Schelefen Badegelegenheit, bei der Ferienwohnung Luftbad, Liegebühnen und Musikinstrumente mitnehmen. Arbeitspartie fährt bei jedem Weiter. Treffpunkt: 6 Uhr früh Majarskybahnhof. Abfahrt 6.25 Unter-Belkowitz. Fahrpreise 12 Kronen. Fahrt nach Auffig wurde auf den 6. Juli verlegt.

Turnen und Sport.

Leichtathletik. Neue Weltrekorde. Bei den in Helsingfors abgehaltenen internationalen Wettkämpfen schlug Rumi (Finnland) die bisherigen Weltrekorde im Schnelllauf über 1500 und 5000 Meter in einer Zeit von 3 Minuten 52.6 Sekunden und 14. Minuten und 28.2 Sekunden.

Im internationalen Pistolenschießen errang die Schweizer nach hartem Kampf den Sieg mit 2672 Punkten; Zweiter: Frankreich mit 2561 Punkten; Dritter: Dänemark 2510 Punkte; Vierter: Amerika mit 2503 Punkten. Die Weltmeisterschaft errang Dr. Schunder mit 531 Punkten. Der leghährige Weltmeister Hanni (Schweiz) erzielte 526 Punkte. Die Tschechoslowakei rangiert an elfter Stelle.

Fußball. Slavia-Prag spielte am Donnerstag in Wien gegen Vienna 1:1. Die beiderseitigen Leistungen standen durchaus nicht auf der Höhe. — D. F. C. Prag schlug am Donnerstag S. R. Liben 3:1. Das Spiel wurde in der zehnten Minute der zweiten Halbzeit vom Schiedsrichter Cesnar abgebrochen, als das Publikum wegen Nichtanerkennung eines Tores randalierte und sich höchst unpersönlich benahm. — Laut Entscheidung der C. S. A. F. wurden die Spieler Capel-Slavia und Sedlaczek-Sparta auf ein Jahr und Hojer-Sparta bis Ende 1924 für alle Spiele disqualifiziert. Hojer-Biktoria Zizow sowie die drei genannten Spieler dürfen außerdem nie mehr bei repräsentativen Spielen aufgestellt werden. Die Gründe für die Strafen wurden bisher noch nicht bekanntgegeben, doch resultieren sie sicherlich aus Vorkommnissen während der Pariser Olympiade.

Herausgeber: Dr. Ludwig Czoch und Karl Cermak. Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Richter. Druck: Deutsche Zeitungs-Druckerei, Prag. Für den Druck verantwortlich: C. Gollh.

Kuh & Kretsch

Erzeugung von alkoholfreien Fruchtperlen 1888 Teplitz-Schönau

Allen Genossen u. Genossinnen empfehlen sich zur Herstellung sämtlicher Drucksorten



Nordböhmische Druck- und Verlags-Anstalt Gartner & Co., Bodenbach a. E. C. m. b. H.

Großbuchdruckerei, Stereotypie, Verlag, Buchbinderei, neueste Satz- und Lithographie mit einer Kapazität von 500.000 Buchstaben, Rotationsmaschinen mit einer Kapazität von 250.000 Zeilen, Fernsprecher Nr. 271, Postfach Nr. 127.003

Genossen und Genossinnen! Weidet streng alle Lokale, in denen unser Parteiblatt nicht aufliegt.